universität innsbruck
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Jugenderinnerungen eines alten Arztes

Kussmaul, Adolf

Stuttgart, 1899

Fünftes Buch. Vor und nach der medizinischen Staatsprüfung

urn:nbn:at:at-ubi:2-1061

Fünftes Buch.

Vor und nach der mediziniſchen Staatsprüfung.

Kaum war als Arzt ich approbiert,
Mit beſter Note ausſtaffiert,
So ſchüttelt mich das Fieber ernſt:
„Nun ſorge, Kerl, daß du was lernſt!“

Die Vorbereitung zur Prüfung.

Trüb gestimmt hielt ich an Ostern 1845 mein Abgangszeugnis von der Universität in der Hand, die schönen Tage in Heidelberg waren zu Ende, ich war Philister und mußte nach Wiesloch ziehen. Mein Vater wollte nicht länger einsam seine alten Tage an den Ufern der Leimbach vertrauern und ließ die Familie zu ihm zurückkehren.

Mein erster Gang in dem Städtchen galt meinem Freunde Bronner, auch er war als Prüfungskandidat zu den Wieslocher Penaten heimgekehrt. Wir besprachen unsere Lage ernstlich und gestanden uns aufrichtig, daß wir viele kostbare Zeit mit Kommersieren und Reformieren vergeudet hatten, unser Wissen war eitel Stückwerk und voller Löcher zum Durchfallen. Leider half uns die Reue zu nichts; statt Buße zu thun in Sack und Asche, war es klüger, uns ruhig unter den Büchern einzuspinnen und das Versäumte nachzuholen. Wir nahmen den Kalender und berechneten genau, wie viele Tage oder Wochen wir für jedes einzelne Prüfungsfach und für alle zusammen zum Einstudieren nötig hätten; es ergab sich das unerwartete Facit eines ganzen Jahres, falls wir mit vollen Ehren bestehen wollten, denn die Zahl der vorgeschriebenen Fächer aus den Naturwissenschaften und der eigentlichen Medizin war Legion. Wir ließen uns jedoch nicht entmutigen und führten unser Vorhaben mit festem Beharren durch.

Da unsere elterlichen Wohnungen äußerst unruhig waren, bezogen wir stille Zimmer in einem Hause am Südende der Stadt mit dem Blick ins Freie. Hier studierten wir jeder für sich das Pensum nach dem festgesetzten Plane, machten uns bündige Auszüge zum

Memorieren und hörten uns das Gelernte täglich ab; auch repetierten wir in größeren Zwischenräumen das Wichtigste. — Diese Methode der Vorbereitung auf strenge Examina darf aufs beste empfohlen werden; nach Ablauf des Jahres konnten wir mit größter Gemütsruhe es wagen, in Karlsruhe vor dem Teufel selbst zu paradieren — sein voller Name und Titel war Sigmund Teuffel, großherzoglich badischer Geheimer Rat, Direktor der Sanitätskommission, die dem Ministerium des Innern als oberste Sanitätsbehörde des Großherzogtums beigegeben war, und Vorstand der medizinischen Prüfungskommission.

Das Examenschifflein, das uns in den sichern Hafen der ärztlichen Praxis tragen sollte, war mit vielem, nach der glücklichen Landung alsbald unnützem, Ballaste beladen. Es ist noch heute so, doch war es ehemals viel schlimmer damit bestellt, als heute, und ganz wird es sich niemals vermeiden lassen. Ist man in eigener Person einst mit all dem vorgeschriebenen Wissen glücklich durch die Klippen der alten Staatsprüfung gesegelt, so begreift man, warum Genies wie Skoda und Dieffenbach nach zuverlässigen Versicherungen an den Felsen gescheitert sind. Sie hatten den toten und an sich wertlosen Ballast verachtet und litten, zu leicht beladen, deshalb Schiffbruch. — Kleineren Geistern, die das gleiche Los traf, war das Mißgeschick der Genies Balsam für ihre Wunde, ja, fast mit Stolz wiesen sie auf ihre berühmten Schicksalsgenossen.

Der ärztliche Lizenzschein und das Doktordiplom.

Die oberste Sanitätsbehörde des Großherzogtums Baden war zugleich die ärztliche Prüfungsbehörde und hielt in Karlsruhe die Staatsprüfung ab, von deren Ausfall die „Lizenz", oder, wie heute die amtliche Bezeichnung lautet, die „Approbation" zur Ausübung der Heilkunst im badischen Lande abhing.

Nur der staatliche Lizenzschein berechtigte zur Praxis, das Doktordiplom der Universitäten, auch der Fakultäten des eigenen Landes, gewährte das Recht dazu nicht. Die Promotion verlieh dem Mediziner nur den Schmuck des Doktortitels, mit dem das Publikum freigebigst auch die Heilgehilfen, bis zum Barbier herab, bedachte. Nur diejenigen, die sich an den Universitäten dem Lehrfach widmen wollten, waren genötigt zu promovieren. Obwohl der Lizenzschein schwieriger zu erwerben war, als das Doktordiplom, so beschränkte sich seine Bedeutung doch einzig auf die engen Grenzen des badischen Landes, im Auslande war er wertlos. Dort galt nur das Doktordiplom, namentlich gereichte das Heidelberger auch in fernen Weltteilen seinen Besitzern zu besonderer Empfehlung. — Die alten Herrn der Fakultät waren auf das Karlsruher Staatsexamen nicht gut zu sprechen, und ich selbst hörte Tiedemann sagen: „Das Heidelberger Doktordiplom wird allenthalben respektiert, nur nicht in der Türkei und im Großherzogtum Baden!"

Die Mehrzahl der badischen Aerzte begnügte sich mit dem staatlichen Lizenzschein, sie verzichteten auf das Diplom der Fakultät, nicht weil sie es gering schätzten, sondern der Kosten halber. Das medi-

zinische Studium war von allen das kostspieligste, das Staatsexamen verursachte einen weiteren Aufwand durch den mehrwöchentlichen Aufenthalt in Karlsruhe und die Erlegung der Prüfungstaxe; sie betrug 114 fl. 30 Kr. Auch mußte nach der Prüfung der junge Arzt sich zahlreiche, teure Instrumente anschaffen, und viele gingen zu ihrer weiteren Ausbildung noch an größere Hospitäler.

Auch ich unterließ es zu promovieren, obwohl mein väterlicher Freund Naegele mir dringend dazu geraten hatte. Das Heidelberger Diplom sei in den fernsten Ländern angesehen, wo nicht einmal der Name des Großherzogtums Baden bekannt sei; ich könne nicht voraussehen, welches Los mir die Zukunft bringe. Leider mußte ich ihm erklären, daß ich meinem Vater nach den großen Opfern, die er mir bereits gebracht hätte, keine weiteren zumuten dürfe. Er kam von da an nicht mehr auf die Sache zu sprechen. Nachdem ich aber die Preisfrage mit Auszeichnung gelöst hatte, stellte er, ohne mir vorher ein Wort davon zu sagen, in einer Sitzung der Fakultät den Antrag, sie möge mich auf Grund meiner Abhandlung gratis zum Examen pro gradu zulassen. Gegen Erwarten drang er nicht durch. Eine Minderheit war dagegen; darunter befand sich Henle, der seine radikale Seite herauskehrte und das Doktordiplom für einen alten Zopf erklärte, den man den jungen Leuten nicht ohne Not anheften solle.

Diese, nahe an Verachtung streifende, Geringschätzung der Promotion hatte Naegele arg verdrossen. Er sah in dem Heidelberger Doktortitel eine besondere Auszeichnung. Die Fakultät hatte bei den Promotionen auf gute Dissertationen strenge geachtet, denn darin beruhte zum großen Teil das Ansehen, worin die Graduierten der Heidelberger Fakultät standen. Namentlich hielt Naegele seine Schüler zu guten Dissertationen an, und viele dieser Abhandlungen werden noch heute citiert und geschätzt. Tief gekränkt verriet mir mein Gönner den Vorgang, den er hätte verschweigen sollen. — Henle mag für seine Ablehnung gute Gründe gehabt haben, mit dem Grund aber, den er vorbrachte, kann es ihm nicht ernst gewesen sein, denn er hat noch 40 Jahre lang in Heidelberg und Göttingen Doktorzöpfe angeheftet.

Die badiſche Staatsprüfung.

Die alte badiſche Prüfungsordnung, wonach wir uns 1846 richten mußten, kannte noch keine beſondere Vorprüfung in Anatomie, Phyſiologie und Naturwiſſenſchaften, wie ſie heute im deutſchen Reiche beſteht, ſeit die norddeutſche Prüfungsordnung 1873 für das ganze Reich eingeführt worden iſt. Jedoch muß ich bemerken, daß die badiſche Sanitätskommiſſion ſchon im Juni 1858 die alte Ordnung revidiert und eine beſondere Vorprüfung für die genannten Fächer eingerichtet hatte. Für dieſe zog ſie die Profeſſoren der badiſchen Hochſchulen bei, nur in den eigentlich mediziniſchen behielt ſie ſich auch ferner die Prüfung vor.

Nach der alten Einrichtung zerfiel die Staatsprüfung in drei aufeinander folgende Abſchnitte: einen erſten für die innere Medizin mit Einſchluß der Anatomie, Phyſiologie und Naturwiſſenſchaften, einen zweiten für die Chirurgie und Augenheilkunde, einen dritten für die Geburtshilfe. Es war den Kandidaten geſtattet, jeden dieſer Abſchnitte für ſich zu erledigen, und demgemäß erteilte ihnen der ſtaatliche „Lizenzſchein“ das Recht, in jedem der drei Fächer geſondert im badiſchen Lande die Heilkunſt auszuüben, als innerer Arzt, Wund- und Hebarzt. Es gab Aerzte, die nur als innere oder nur als Chirurgen, ja ſogar nur als Geburtshelfer praktizieren durften. In Freiburg lebte z. B. ein geſchätzter Hebarzt, der mit mir die geburtshilfliche Staatsprüfung abſolviert hatte und nie eine andere machte, er war ſozuſagen eine männliche Hebamme. — Spezialiſten im heutigen Sinne, Augen- und Ohrenärzte, Naſen- und Kehlkopfärzte, gab es nicht.

Es wurden jährlich zwei Prüfungstermine ausgeſchrieben, der eine im Frühjahr, der andre im Herbſt. Die Prüfung war ganz überwiegend ſchriftlich, nur am Ende jedes Abſchnittes kam eine kurze mündliche in einigen Abendſtunden hinzu. Da ſie im ganzen mit den An- und Abmeldungen bei den Herrn Examinatoren gegen vier Wochen in Anſpruch nahm, war ſie des vielen und langen Sitzens wegen ſehr angreifend, wir folgten deshalb dem Beiſpiel der Mehrzahl und abſolvierten im Frühjahr die Medizin, die anſtrengendſte von den dreien, im gleichen Termine die Geburtshilfe, und erſt im Herbſte die Chirurgie. — Den Mai und den Sommer verbrachten wir in Heidelberg, wo Bronner bei Naegele als Aſſiſtent eintrat und ich im Laufe des Semeſters an Pfeufers Klinik Aſſiſtent wurde. — Ich trieb hauptſächlich chirurgiſche Studien und beſuchte regelmäßig die Klinik von Chelius, wo ſein Sohn Franz, heimgekehrt von längeren Reiſen im Ausland, viel und glänzend operierte.

An Oſtern 1846 hatte die badiſche Prüfungsbehörde eine wichtige Aenderung des bisherigen Verfahrens ins Werk geſetzt; zum erſtenmal wurden die Kandidaten zu einer, allerdings ſehr unvollkommenen, kliniſchen Prüfung in Medizin und Chirurgie an das Krankenbett geführt. Sie geſchah im ſtädtiſchen Hoſpital durch den ſehr geſchätzten Doktor Molitor, der uns gnädig behandelte; ſie nahm für den einzelnen Kandidaten kaum eine halbe Stunde in Anſpruch. Dazu wurde die Morgenſtunde von 8—9 verwendet, vor dem Beginn der ſchriftlichen Prüfung, die im mediziniſchen Abſchnitt faſt den ganzen übrigen Tag, mit Ausnahme der Mittagsſtunden von 12—2, bis abends 8 Uhr währte. In dieſem nahezu 2 Wochen dauernden Abſchnitt allein wurden nicht weniger als 35 Aufgaben zur ſchriftlichen Bearbeitung geſtellt, für die meiſten wurde zwei Stunden Arbeitszeit gewährt. — In der chirurgiſchen Prüfung und mehr noch in der geburtshilflichen, die nur 5 Tage erforderte, minderten ſich die Anſprüche der Kommiſſion an das Sitzfleiſch der Kandidaten beträchtlich. — Die ſchriftlichen Prüfungen wurden in einem Saale des Lyceums unter der wechſelnden Aufſicht der Kommiſſäre vorgenommen, wir ſaßen jeder an einem beſondern Schreibtiſch, behandelten alle ſtets dasſelbe Penſum und ſchrieben darauf los, daß uns die Nägel brannten. Mein Freund Bronner wurde eines Abends

von dem vielen Schreiben ſo nervös, daß er plötzlich aufbrach, die angefangene leichte anatomiſche Aufgabe — Beſchreibung des Magens — liegen ließ und davonging mit der Verſicherung, er werde in dieſe Torturſchreibanſtalt nicht mehr zurückkehren. Ein Gang in freier Luft brachte ihn wieder in Ordnung.

Einen oder den andern Leſer intereſſiert es vielleicht zu erfahren, aus welchen wiſſenſchaftlichen Fächern uns die ſchriftlichen Fragen vorgelegt wurden, doch wird es genügen, die aus dem erſten Prüfungsabſchnitt anzuführen. Die Fächer waren folgende: Zoologie und vergleichende Anatomie; allgemeine, ſpezielle und pharmazeutiſche Botanik; Mineralogie; allgemeine, phyſiologiſch-pathologiſche, pharmazeutiſche, gerichtlich-mediziniſche und mediziniſch-polizeiliche Chemie; allgemeine, ſpezielle und pathologiſche Anatomie; Phyſiologie; allgemeine und ſpezielle Pathologie und Therapie; Semiotik; Materia medica, Rezeptierkunſt und Droguenlehre; Geſchichte der Medizin; Medicina forensis mit Abfaſſung eines gerichtlichen Gutachtens auf der Grundlage von uns eingehändigten Akten; mediziniſche Polizei (ſie entſprach ungefähr der heutigen öffentlichen Hygiene); endlich Tierarzneikunde. — Mußte da nicht dem Kandidaten auf dem Schreibſtuhl zuletzt das bekannte Mühlrad im Kopfe herumgehn?

Ein heiterer Vorfall in jenem Examen belehrt über den Wert ſolcher faſt ausſchließlich ſchriftlichen Prüfungen.

Examinator in Botanik war der Profeſſor dieſes Fachs am Karlsruher Polytechnikum, der berühmte nachmalige Berliner Profeſſor Alexander Braun, der einzige Nichtmediziner, den die Prüfungskommiſſion aufgenommen hatte, nachdem der Arzt und Naturforſcher Chriſtian Gmelin, Brauns Lehrer und Verfaſſer einer großen Flora badensis-alsatica, 1837 aus der Sanitätskommiſſion und dem Leben zugleich geſchieden war. — Auf botaniſche Kenntniſſe legte die alte Prüfungsordnung großen Wert. Es wurde nicht nur die Beantwortung von drei ſchriftlichen Fragen aus dieſem Gebiete verlangt, der Examinator mußte auch in der mündlichen Schlußprüfung dem Kandidaten den Puls fühlen. Dieſe Prüfung wurde in dem Sitzungszimmer der Sanitätskommiſſion im Miniſterium des Innern vor der Geſamtheit der Examinatoren abgehalten. Es wurden hier lebende Pflanzen, Mine-

ralien, Droguen, chemiſche Präparate, anatomiſche Bilder und wichtige Inſtrumente vorgelegt und Fragen daran geknüpft.

Eine der drei ſchriftlichen botaniſchen Aufgaben hatte eine Beſchreibung der Pflanzenfamilie der Kreuzblütler oder Cruciferen verlangt mit Aufzählung der Arznei- und Küchengewächſe, die ihr in großer Zahl angehören. Am Tage bevor ſie uns zur Bearbeitung übergeben wurde, war ſie durch Zufall zu unſrer Kenntnis gekommen. Es war nun ganz erſtaunlich, wie die ſämtlichen Kandidaten über Nacht die gewiegteſten Cruciferenkenner wurden und ausgezeichnete Abhandlungen über dieſe nützliche Pflanzenfamilie lieferten.

Einer der Kandidaten war badiſcher Unterthan, ſein Vater aber lebte in Leipzig, deshalb war der Sohn dort aufgewachſen und ein Schüler der Leipziger Univerſität geworden. Er wollte jedoch in Baden die Heilkunſt ausüben und machte deshalb ſeine Prüfung in Karlsruhe; ſeine mediziniſchen Kenntniſſe waren gut, er iſt ein beſchäftigter Arzt geworden, in der Botanik aber war er ein gräulicher Stümper. — Wir gingen zuſammen in die mündliche Schlußprüfung des mediziniſchen Abſchnitts, und er verhehlte mir unterwegs ſeine Beſorgniſſe nicht. „Es thut mir leid um unſern Examinator, den Profeſſor Braun,“ ſagte er mir vertraulich, „er ſoll ein liebenswürdiger Herr ſein; ich habe ihm ſicherlich durch meine gediegene Arbeit über die Cruciferen viele Freude bereitet, aber ich fürchte, ihn heute zu betrüben, denn aus dieſer intereſſanten Familie kenne ich — aufrichtig ſei es geſtanden — nur zwei, von mir ſehr geſchätzte Kräuter: den Blumenkohl und das Sauerkraut.“ — Er ſah mich dabei wehmütig an, und vergeblich ſuchte ich ihn zu tröſten.

Etwas geſpannt harrte ich auf den Augenblick, wo Braun unſern Kollegen einlud, ihm gegenüber Platz zu nehmen. Mit freundlicher Miene überreichte er ihm einen prächtigen Stock blühenden Löwenzahns mit Wurzeln und Blättern, Linnes Leontodon Taraxacum. Unter dem Namen „wilde Cichorie“, im Elſaß als „Pisse-en-lit“, kommen ihre gelben Schoße im Frühjahr auf den Markt und dienen zu einem geſunden Salat oder Gemüſe. Unſer Freund erkannte das Kraut ſofort und rief auf die Frage, wie es heiße, vergnügt: „Es iſt Salat!“ — Braun lachte: „Ei, das iſt nicht übel! Gewiß kennen

Sie auch die Pflanze, die ich Ihnen jetzt einhändige.“ — Es war eine fußhoch aufgeſchoſſene blühende Staude der Fedia olitoria, die mit den erſten Strahlen der Frühlingsſonne wie ein grünes Röschen auf den Ackerfeldern zu Tage kommt und von den Alemannen poetiſch „Sonnenwirbele“, von den Köchinnen proſaiſch Feldſalat genannt wird. — Der Kandidat gab ſie nach kurzem Betrachten an Braun mit den Worten zurück: „Dieſes Kraut iſt mir unbekannt!“ — „Aber, Herr Kandidat,“ meinte Braun, „als guter Salatkenner ſollten Sie doch auch den Feldſalat kennen!“ — „Herr Profeſſor,“ entgegnete jener gekränkt, „dieſes Kraut eſſen wir in Leipzig nicht.“

Ich muß den Herrn Examinatoren nachrühmen, daß ſie alle, bis auf zwei, geſchickt und mit guter Auswahl der Fragen prüften, weder zu ſcharf noch zu oberflächlich. Dies Lob verdiente auch der ſo gefürchtete Teuffel. Er prüfte in der Arzneimittellehre, die ſich gerade auf den phyſiologiſchen Boden zu ſtellen begann. Ich hatte mir für das Staatsexamen das Handbuch der Heilmittellehre des ſkeptiſchen Oeſterlen, das ein Jahr vorher in erſter Auflage erſchienen war, zum Studium erwählt und eingeprägt. Teuffel prüfte mich eingehend nach wohlerwogenem Plan über die ſchweißtreibenden Heilmittel; ich zählte ſie ſämtlich mit Einſchluß des Aderlaſſes, der Brechmittel u. ſ. w. vollzählig auf, ſo viele ihrer eben damals bekannt waren — es waren lange nicht ſo viele, als es heute giebt —, vergaß auch zum Schluſſe die Linden- und Holderblüten nicht. Er nickte zufrieden und wollte nur noch wiſſen, welche von dieſen Blüten am ſtärkſten Schweiß treibe. Da juckte es mich unwiderſtehlich, den Teufel zu necken und ich meinte, ſie wirkten im Aufguß mit gleicher Stärke, wenn ſie gleich heiß getrunken würden. Mit väterlicher Miene wies er mich zurecht, meine Vermutung widerſpreche ſeiner langen Erfahrung, die flores sambuci überträfen die flores tiliae bei weitem an diaphoretiſcher Kraft.

Der Medizinalrat W. L. Kölreuter, in früheren Jahren als Balneologe angeſehen, nunmehr aber veraltet und überdies faſt taub, prüfte noch immer in Chemie und Pharmakognoſie. Er legte einem Kandidaten im mündlichen Examen eine kriſtalliniſche kleine Stange von Cyanqueckſilber zum Beſtimmen vor und ließ den verlegenen jungen Mann ſo lange an dem heftigen Gifte mit der Zunge prüfen, daß die

Kommiſſion in Aufregung geriet und endlich einer der Herrn dem gefährdeten Kandidaten zurief: „Hören Sie doch auf, zu lecken, es iſt ja Cyanqueckſilber!“ — Erfreut rief dieſer nun Köhler zu: „Es iſt Cyanqueckſilber!“ womit der Examinator ſich befriedigt erklärte.

Auffallend unwiſſend war der Kommiſſär der anatomiſchen Fächer, obwohl er noch in jungen Jahren ſtand. Am ſchlimmſten ſah es aus mit ſeinen mikroſkopiſchen Kenntniſſen. Er hatte uns unter andern ſchriftlichen Aufgaben auch die erteilt, die topographiſche und pathologiſche Anatomie der Achſelhöhle zu behandeln. Ich ließ mein ſchwaches mikroſkopiſches Licht leuchten und beſchrieb bei Erwähnung der Neubildungen die geſchwänzten und ungeſchwänzten Krebszellen, über die damals viel verhandelt wurde, zeichnete ſie auch ſtark vergrößert auf das Papier. Bald nachher hielt er mich auf der Straße an, lobte meinen Aufſatz und erzählte mir: „Auch ich habe kürzlich mit den Zellen, die Sie beſchreiben, Bekanntſchaft gemacht. Ich ſchnitt geſchwollene Drüſen aus der Achſelhöhle einer Frau und ſah Krebszellen darin, ſie waren ſo groß wie Haſelnüſſe.“

Die Verlobung.

Sobald ich im Beſitze des ärztlichen Lizenzſcheines war, hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als mich zu verloben. Ich will den ſonnigſten Lenztag meines zur Neige gehenden Lebens beſchreiben und ſüßen Trank aus dem bitteren Kelche der Erinnerung ſchlürfen.

Unverdroſſen hatten mein Freund und ich durch den ganzen Sommer 1845 unſer tägliches Penſum ſtudiert, der Herbſt war gekommen, die Rebhügel ſchmückten ſich mit buntfarbigem Laub, und dazwiſchen leuchteten die goldnen und ſchwarzblauen Trauben hervor. Mit einemmale ließ der Fleiß des Freundes nach, er lief ſchon vormittags aus der Klauſe und kam erſt abends zurück. Unwillig mahnte ich ihn an unſer Gelöbnis beharrlicher Treue, die wir den Büchern geſchworen, er aber lachte, unſre letzten Studien über die Skelette der Wirbeltiere hätten ihm eine kleine Erholung dringend nötig gemacht. Glücklicherweiſe habe ſeine Schweſter — ſie war ein hübſches Kind von 16 Jahren — Beſuch von drei Penſionsfreundinnen, in deren munterer Geſellſchaft er ſich bereits beſſer fühle. Ich möge darum Nachſicht üben, ſchon in den nächſten Tagen flögen die reizenden Vögelchen davon, er verſpreche dann durch verdoppelten Fleiß das Verſäumte einzuholen.

Trotz meines Kopfſchüttelns eilte er fort, kam jedoch gegen Abend früher als in den letzten Tagen zurück, um mich zu einem Spaziergang aufzufordern. Wir gingen ein halbes Stündchen und kamen auf dem Rückweg an einem Rebgarten ſeines Vaters vorbei. Hier machte er Halt und lud mich ein, in dem Garten die Trauben

zu koſten. Arglos folgte ich ihm und traf da ſeine Schweſter im Kreiſe ihrer Freundinnen. Sie ſchnitten Trauben und unterhielten ſich dabei, wie es im Rebherbſt Brauch iſt, mit Feuerwerk. Eine allerliebſte Kleine ließ gerade ein Sprühteufelchen auffliegen. Das Feuer und der Knall ängſtigten ſie nicht, und die Tapferkeit ſtand ihr ungemein anmutig. Die Rakete zündete; kaum war ſie aufgeflogen, ſtand ich in Flammen.

Wir gingen nach dem Städtchen zurück, und Eduards Schweſter lud mich ein, das Abendbrot mit der Geſellſchaft im Bronnerſchen Hauſe zu teilen. Ich folgte willig. Man ſpeiſte und ſcherzte, ich war ſtille. Ein ſeltſames Fieber hatte mich befallen, von dem ich weder bei Puchelt, noch bei Pfeufer gehört, es nahm mir die Eßluſt, ich brachte nur wenige Biſſen über die Lippen. — Heiße Liebe kann nicht ſchmauſen. Wer ſich in Klagen ergeht, daß ihn das Sehnen und Grämen um die Dame ſeines Herzens verzehre, und die Teller dabei wie ein Dreſcher leert, belügt ſich ſelbſt oder will die andern täuſchen.

Erſt in ſpäter Stunde ging ich in meine Wohnung zurück. Der Schlaf, der mir ſonſt ein treuer Freund war, floh mich heute. Unruhig warf ich mich auf meinem Lager hin und her. Sprühteufelchen blitzten durch das dunkle Zimmer, und das liebliche Geſicht der Feuerwerkerin tauchte vor mir auf und nieder. Erſt gegen Morgen ſchlief ich ein.

Erwacht litt es mich nicht zu Hauſe, es zog mich unwiderſtehlich zur Apotheke. Es war, als ob mir am Abend zuvor der Proviſor einen Zaubertrank heimlich unter den Wein gemiſcht hätte. Mit Schrecken ſah ich vor der Steintreppe des Hauſes den Omnibus halten, der den Bahndienſt beſorgte. Es war ein gefürchtetes Fuhrwerk, das die Reiſenden wohlgerüttelt an den Bahnhof brachte, der eine halbe Stunde vor der Stadt liegt, und es ging die Sage, daß dieſer Wagen am jüngſten Tage die hartgeſottenſten Sünder Wieslochs weich und bußfertig vor den Weltrichter bringen müſſe. — Mir ahnte Schlimmes. Sollte der Wagen im Begriff ſein, die hübſche Kleine zu entführen? Leider täuſchte ich mich nicht. Soeben kam ſie mit ihren Freundinnen Abſchied nehmend aus dem Hauſe und ſtieg die Treppe herab. Der

ſteife Poſtknecht Hannadel (Hans Adam), der ſteifſte der ganzen Pfalz, trieb zur Eile. Sie ſtieg ein, und wollte auch ich einen Druck der zierlichen Hand haben, ſo mußte ich ohne Säumen mit einſteigen. Nun mochte es holpern und rumpeln, rütteln und ſchütteln, glückſelig fuhr ich mit an den Bahnhof.

Das Ziel war raſch erreicht, aber auch hier that Eile not und war es unmöglich, Abſchied zu nehmen. Der Zug war im Begriffe abzufahren, die Billete konnten kaum hurtig genug gelöſt werden. Die Fahrt ging nur bis zur nächſten Station, bis Langenbrücken. Hier mußte die Kleine ausſteigen und im Poſtwagen die Fahrt fortſetzen nach dem Städtchen Sinsheim, von wo ſie erſt nach Hauſe, dem Dörfchen Treſchklingen an der württembergiſchen Grenze bei Heilbronn, abgeholt werden ſollte.

In Langenbrücken ſtand der Wagen, ein guter Omnibus mit einer vorderen Abteilung für zwei Perſonen, bereit. Mit raſchem Blick überſah ich die Lage. Auch hier fehlte die Zeit, um Abſchied zu nehmen, ich mußte ſchleunigſt den einen der Vorderplätze dem lieben Kinde ſichern, den andern mir, und mit nach Sinsheim reiſen. Gedacht, gethan! Nun ſaßen wir allein beiſammen, ſo meinten wir, aber unſichtbar war mit uns ein dritter Fahrgaſt eingeſtiegen, ein kleiner Hexenmeiſter mit Flügeln, Bogen und Köcher, er wob geſchickt ein unſichtbares Band um uns, ein Band, ſo feſt, daß es keine irdiſche Gewalt mehr zu löſen vermochte.

Unterwegs bei einem Halt redete der Schaffner meine Gefährtin als meine Frau an, er hielt uns für ein junges Ehepaar; ſie errötete, mir wurde es wunderbar zu Mute, im heißen Vorgefühle unſäglichen künftigen Glücks.

Ehe wir es uns verſahen, waren wir in Sinsheim angelangt, es mußte geſchieden ſein! Der Landauer ſtand bereit, der Luiſe Amande zu ihren Eltern heimholte, — nie traf der Name „Amanda“, die Liebenswürdige, beſſer zu. Der Vater, Theodor Wolf aus Hof im Voigtland, verwaltete als grundherrlicher Rentamtmann die Güter des Freiherrn von Gemmingen-Treſchklingen und die einiger ſeiner Vettern. Er war ein wackerer Mann und angeſehener Beamter, ſeine Gattin Regina Baunach die Enkelin des letzten regierenden Bürger-

meiſters der freien Reichsſtadt Wimpfen; ihre Ehe war mit ſechs Kindern geſegnet.

Der Wagen fuhr von dannen, betrübt ſah ich ihm nach, bis er den Augen entſchwand. Ich gelobte mir ſtill im Buſen: „Dieſe tapfere und heitere Kleine muß dir zu eigen werden, dein guter Kamerad auf der Fahrt durchs Leben!“ — Sie iſt es mir geworden, heiter und mutig in guter und ſchlimmer Zeit, wie ſie das wechſelnde Schickſal und das eherne Geſetz der unerbittlichen Natur über die Sterblichen verhängt.

Ich mußte in Sinsheim über Nacht bleiben. Noch ehe die Sonne aufging, verließ ich mein Lager und wanderte durch das Elſenzthal bis Hoffenheim und von da über die Hügel nach Wiesloch. Auf dem letzten Teile des Wegs durch die Wieſen ſah ich meinen Vater mit ſeinen langen Praxisſchritten gegen mich heraneilen. Er hatte ſich wie immer früh auf den Weg gemacht und war verwundert, mir hier zu begegnen. Ich erklärte ihm, daß ich tags zuvor eine junge Freundin der Bronnerſchen Familie nach Sinsheim begleitet hätte. Er verlor kein Wort und ging ruhig weiter.

Eine Lektion bei der alten Frau Doktorin.

Mein Freund Bronner hatte als Heidelberger Lyzeiſt und Student in der Sandgaſſe bei der Witwe eines Arztes gewohnt, die alte Frau Doktorin genannt. Ihr Mann, Dr. Ottendorf, war jung von dem Typhus hingerafft worden, der nach dem ruſſiſchen Feldzug die Rheinlande verheerte. Da ſie unbemittelt war und ihre beiden Kinder gut erziehen wollte, mietete ſie ein Haus und gab Studenten Koſt und Wohnung. Bronner war ihr in liebevoller Verehrung ergeben, mietete ſich nach dem mediziniſchen Examen im Frühjahr 1846 aufs neue für das Sommerhalbjahr bei ihr ein und beſtimmte mich, gleichfalls bei ihr zu wohnen, bis ich als Aſſiſtent der Pfeuferſchen Klinik im akademiſchen Krankenhauſe einziehen konnte.

Mit uns ſpeiſte bei der alten Frau Doktorin ungefähr ein Dutzend junger Leute, die Mediziner Moleſchott und Schaible, die Juriſten Bonz, Volk u. a. In ſeinen Erinnerungen gedenkt auch Moleſchott freundlich der Frau Doktorin und ihres Koſttiſches. Sie führte an der Tafel den Vorſitz; ihre Küche war einfach und ſchmackhaft, das Getränke lauteres Waſſer, wie damals an den meiſten Studententiſchen, die Unterhaltung äußerſt lebhaft. An Stoff dazu fehlte es nie, es gährte ja allenthalben in der Welt, und ſonderbare Blaſen ſtiegen aus der Tiefe.

Ein Geſundheitsapoſtel war nach Heidelberg gekommen. Er nannte ſich Ernſt Mahner und wandelte mit prieſterlicher Würde in langem Gewande baarhäuptig, mit wallenden Haaren und mächtigem Vollbart, durch die Straßen. Er hatte ſeine Heilslehre nach Moſis

Vorbild in zehn Gebote gekleidet, schlug sie öffentlich an, wie Luther seine Thesen, und verteidigte sie öffentlich in Vorträgen gegen mäßiges Eintrittsgeld. Er eiferte wider die geistigen Getränke und das „stinkgiftige Schmauchkraut", rühmte das Wasser und pries bombastisch die gütige Mutter Natur nach Art der heutigen Naturärzte. Böse Zungen sagten ihm nach, sein Gesetz sei strenger, als der Apostel gegen sich selbst, und behaupteten fest, sie hätten Mahner in weltlichem Gewande bei Trüffelpastete und Sherry im Hinterstübchen eines Mannheimer Restaurants überrascht.

Auf diesen wunderlichen Heiligen kam bei Tische häufig die Rede. Er hatte auch unter den Studenten einige Jünger gefunden. Einer von ihnen, ein Philologe und Sonderling, saß unter uns am Tische, ohne daß wir wußten, wie nahe er Mahner stand. Er blieb stumm bei unsern Gesprächen und Scherzen und schaute gemessen und ernst darein, wie der Gerechte unter den Sündern. Zuletzt merkten wir doch, daß sein Gesicht noch tiefere Falten zog, wenn wir auf Mahner zu sprechen kamen, nach einigen Wochen verschwand er und kam nicht wieder. Es wurde uns erzählt, er steige jetzt mit seinem Meister täglich auf den Königsstuhl, um dort oben im Walde auf den Wegen und Halden Sonnenbäder zu nehmen; sie liefen fast unbekleidet barfuß einher. Leider hatte die Polizei kein hygienisches Einsehen, sie verbot diese stärkenden Uebungen, um den Damen der Stadt den verleideten Besuch des Königsstuhls wieder zu ermöglichen.

Ernst Mahner war wirklich ein ungewöhnlich abgehärteter Mensch. Die Zeitungen berichteten von einem erstaunlichen Schauspiel, das er an einem sonnigen Wintertage den Bewohnern von Mainz bereitet hatte. Auf einer Eisscholle stehend, in Sandalen und nur an den Hüften bekleidet, soll er, einen Becher Rheinwassers schwingend, auf dem Strom an der Stadt vorbei getrieben haben. — Der Abhärtung ungeachtet hat er kein hohes Alter erreicht. Verkommen im Elend, starb er im städtischen Hospital zu Konstanz, wie mir mein Freund und Schüler, Medizinalrat Dr. Honsell, der ihn dort behandelt hat, erzählte.

In diesen Sommer fiel auch der berühmte Brand im Hutzelwald, der dem pfälzischen Poeten Nadler zu dem lustigsten seiner

Gedichte Anlaß gab. An dem Tage dieſes Ereigniſſes erhielt Bronner Beſuch von ſeiner Schweſter. Sie kam in Begleitung derſelben heiteren Geſellſchaft, die im verwichenen Herbſt bei ihr in Wiesloch zu Gaſte geweſen war. Die jungen Damen teilten mittags unſer Mahl bei der Doktorin; kaum war es zu Ende, ſo erſcholl Feuerlärm. Wir hörten, es brenne im Hutzelwald, und ſtiegen ſofort auf den Speicher des Hauſes, um nach der Gegend des Waldbrandes auszuſchauen; in der That ſahen wir den Rauch über den Gaisberg aufſteigen. Das gefährliche Element trieb nunmehr ſein bedenkliches Spiel an zwei Orten zugleich, draußen im Wald und in der Stadt auf dem Speicher der Doktorin.

Eines Tages lieferte uns ein mediziniſches Ereignis im Hauſe Stoff zur Unterhaltung. An der Köchin war ein Wunder geſchehen. Sie hatte die ſchönſten Jahre, doch nicht die Gefühle der Jugend hinter ſich und litt an Hyſterie. Von Zeit zu Zeit verlor ſie plötzlich das Vermögen, laut zu ſprechen, und konnte ſich nur mit flüſternder Stimme verſtändlich machen. Weder die Aerzte der Stadt noch die der Kliniken hatten ihr zu helfen vermocht, aber ein altes Waſchweib riet ihr ein wirkſames Mittel. Wurde ſie ſtimmlos, ſo gebrauchte ſie ſeitdem Sympathie und die Stimme kam wieder. Bronner und ich waren neugierig, hinter ihr Geheimnis zu kommen, gaben ihr ſchöne Worte und erreichten unſer Ziel. — Eines Morgens kam ſie zu uns aus der Küche gelaufen, hatte ihre Stimme verloren und deutete auf die Kehle, die ihr eine unſichtbare Hand gewaltſam zuſchnürte. Kaum hörbar flüſterte ſie uns zu, wir ſollten jetzt Zeugen des Wunders ſein. Hierauf ging ſie drei Schritte geradeaus, hielt einen Augenblick inne, wiſperte unverſtändliche Worte, ging dann drei Schritte, ohne ſich umzuwenden, rückwärts, blieb wieder ſtehen, blickte hinter ſich, wiſperte aufs neue, ſpie dreimal aus und — begrüßte uns glückſelig mit glockenheller Stimme: „gelobt ſei Jeſus Chriſtus! Ihr Herren, ich bin geheilt!“ — Wir freuten uns mit ihr, fragten, was dies alles zu bedeuten hätte, und erhielten genaue Auskunft. Nach den erſten drei Schritten hatte ſie die drei höchſten Namen angerufen, nach den drei letzten aber dem Teufel, der ihr die Kehle von hinten würgte, in das Geſicht geſpieen und geflüſtert: „Dies iſt für dich, o Satan!

hebe dich hinweg von mir!“ — Eine ſo ſchmähliche Behandlung mißfiel dem Teufel, er ließ die Gequälte los.

Dieſe Kur wurde mittags bei Tiſche beſprochen, belacht und von den Medizinern den erſtaunten Freunden aus den andern Fakultäten erläutert. Sie ergingen ſich mit Vergnügen in der Schilderung hyſteriſcher Leiden, der eigentümlichen Krämpfe, Lähmungen, Geſchmacksverirrungen, die mit dieſem Namen belegt werden, und der wunderlichen Vorliebe ſolcher nervöſen Perſonen für allerlei auffallend riechende Arzneiſtoffe, wie z. B. Baldrian, Bibergeil und Teufelsdreck, die in den Büchſen der Apotheker unter den gelehrten Namen Valeriana, Castoreum und Asa foetida aufbewahrt werden. Anfangs, als wir die Wunderkur erzählten, lachte die Doktorin mit, als wir aber unſere mediziniſche Weisheit auskramten und uns über die armen Weiblein luſtig machten, wurde ſie ernſt und ſtille. — Nach Tiſche lud ſie Bronner und mich freundlich ein, bei dem ſchönen Wetter in ihrem Gärtchen vor dem Mannheimer Thor eine Taſſe Kaffee mit ihr zu trinken. Wir mochten ſie nicht kränken und ſagten zu.

Bei duftendem Mokka in der Jasminlaube verriet uns die würdige Matrone den Grund ihrer Einladung. Sie ſei uns, verſicherte ſie, aufrichtig gewogen und halte uns für gute Jungen, auch verſprächen wir, mit der Zeit ordentliche Aerzte zu werden, und hätten uns ganz hübſche Kenntniſſe erworben, von der Hyſterie aber, einem der wichtigſten Kapitel der Pathologie, verſtünden wir, ſie müſſe es mit Bedauern ſagen, recht wenig. Davon habe ſie ſich heute mittag bei unſeren Tiſchgeſprächen unlieb überzeugt. Es fehle uns an Erfahrungen, die wir erſt im Verkehr mit der Frauenwelt gewinnen würden, bisher ſeien wir zu ausſchließlich mit Männern umgegangen. Sie wolle ſich deshalb erlauben, uns über Hyſterie die Erfahrungen, die ſie an ſich ſelbſt gemacht, mitzuteilen. Sie mache kein Hehl daraus, daß ſie ſelbſt der Hyſterie unterworfen ſei, ſchwer darunter gelitten habe und noch immer zeitweiſe von hyſteriſchen Anwandlungen heimgeſucht werde.

Bei dieſer unerwarteten Eröffnung wurden wir nicht wenig verlegen, lächelten und entgegneten ihr: ſie wolle uns nur necken, wie ſolle eine Dame von ihrer verſtändigen Einſicht und Willensſtärke

zu hyſteriſchen Leiden kommen? Es möge ſich ab und zu um überreizte Nerven handeln, aber nicht um Hyſterie.

„Glaubt mir, meine jungen Freunde,“ erwiderte ſie, „ich war und bin nach dem Urteil erfahrener Aerzte hyſteriſch und habe ſchwer an Krämpfen und Lähmungen gelitten. Daß es zu der Krankheit bei mir kam, iſt nicht zu verwundern. Als junge Frau verlor ich unerwartet meinen Gatten und ſtand mit zwei kleinen Kindern mittellos in der Welt, einzig auf meine ſchwachen Kräfte angewieſen, vielleicht auch etwas verwöhnt. Mit äußerſter Anſtrengung hielt ich mich über dem Waſſer. Oft überwältigte mich die Sorge und die Laſt der Arbeit, meine Nerven, meine Stimme, meine Beine verſagten, auch Krämpfe befielen mich, ich litt an Schmerzen und meinte unterliegen zu müſſen. Mein alter gutmütiger Hausarzt, Dr. Nebel, verſchrieb mir eine Arznei nach der andern mit wechſelndem Erfolg. Einmal kam eine Zeit, wo ſeine Mittel ſamt und ſonders nicht verfingen, der gute Doktor wußte ſich nicht mehr zu helfen und riet, den Geheimenrat Naegele beizuziehen.“

„Ich ging,“ fuhr unſere Freundin fort, „auf dieſen Vorſchlag ein. Die beiden Aerzte kamen kurz vor Tiſche zu mir und ſetzten ſich, der eine links, der andere rechts neben mich. Ich mußte meine Leiden ſchildern, und mein Hausarzt ergänzte meine Krankengeſchichte. Naegele hörte aufmerkſam zu und ſah dann eine Weile ſtumm vor ſich hin. Es wurde ſo ſtill im Zimmer, daß man die Wanduhr ticken hörte. Aergerlich dachte ich: „Da ſitze ich nun im tiefſten Elend zwiſchen dieſen beiden Stockfiſchen und keiner kann mir helfen!“ — Plötzlich fuhr Naegele mit den Fingern über die Naſe herab, ſah mir nahe in die Augen und ſagte: „Ich weiß, was Sie in dieſem Augenblicke denken.“ — „Nun denn, was denke ich?“ — „Sie denken: ich komme mir vor, wie der Gekreuzigte zwiſchen den beiden Schächern.“ — „In der That,“ rief ich erboſt, „es iſt ſo, ich leugne es nicht.“ — Naegele lächelte, erhob ſich, drückte mir die Hand und verſprach, am Abend nochmals zu kommen, falls der Kollege einwillige. — Er kam und flößte mir durch klugen Zuſpruch Vertrauen und Mut ein; ich erſtarkte in kurzer Zeit ſo, daß ich meine Arbeit wieder aufzunehmen vermochte.“

Sie ſchloß mit den Worten: „Der lächerliche Zauber eines alten Waſchweibs hat meiner Köchin mehr genützt als die beſten Rezepte der Aerzte. Der Hokuspokus that bei der dummen Perſon Wunder, weil ſie an Wunder glaubt. Die Rezepte hätten gewirkt, wenn die Aerzte es verſtanden hätten, ſie mit Zauberkräften auszuſtatten. Bei einer ſolchen Küchengans muß man ſchon mit dem Teufel kommen, um etwas auszurichten, bei wundergläubigen Standesperſonen braucht es andere Mittel: magnetiſche Striche, homöopathiſche Kügelchen u. dgl. Solche Dinge hätten bei mir, einer alten Rationaliſtin aus des Kirchenrats Paulus Schule, nicht verfangen, ich bedurfte des Zuſpruchs eines erfahrenen Mannes von Geiſt und Herz. — Den Baldrian übrigens, über den ihr euch heute ſo luſtig gemacht habt, laſſe ich mir nicht ſchelten. Ein Täßchen Baldrianaufguß hat mich oft wunderbar belebt. Ich glaube an ſeine Kraft, auch wenn ich nicht geſehen hätte, daß unſre Hauskatze vor Freude ſich auf den duftenden Wurzeln wälzt, wenn ſie durch Zufall darüber gerät. Dieſe zarten Geſchöpfe und wir armen Frauen haben Nerven von gleich empfindlicher Feinheit.“

Wunderkuren.

Unter dem Namen Wunderkuren begreift das Publikum auffallende Heilungen mannigfacher Art.

Bisweilen iſt es der Zufall, der Heilungen fertig bringt, die den behandelnden Arzt ſelbſt in Verwunderung ſetzen und ihm den weder erſtrebten noch erwünſchten Ruf eines Wunderdoktors einbringen. Eine ergötzliche Geſchichte aus der eigenen Praxis hat mir mein Vater erzählt.

Eines Tags kam ein Bote aus einem entfernten Dorfe des Rheinthals nach Graben, wo mein Vater damals praktizierte, und verlangte ihn zu einem Bauern, der ſich ſeit einigen Wochen übel fühlte, wenig mehr aß, mager und ſchwach wurde und das Bett hütete. Die Sache eile nicht, ließ der Kranke ſagen, könne mein Vater nicht ſelbſt in den nächſten Tagen kommen, ſo möge er ihm einſtweilen eine Arznei durch den Boten ſchicken. Mein Vater verſchrieb ihm eine Eibiſchabkochung mit Syrup, die keinesfalls ſchaden konnte, und machte ſich einige Tage nachher auf den Weg zu dem Kranken.

Inzwiſchen hatte der unſchuldige Trank Wunder gethan. Der Bauer war außer Bett und ließ ſich, als mein Vater bei ihm eintrat, gerade eine gebratene Taube ſchmecken und trank ein Glas Wein dazu. Er begrüßte meinen Vater vergnügt: „Herr Doktor, das habt Ihr gut gemacht, aber es war eine Roßkur, ſie hat mich gründlich ausgefegt und die Krankheit ausgetrieben. Zum zweitenmal brächt' ich die Ameiſen nicht hinunter, auch blieben noch einige übrig in dem Arzneiflaſchchen, es ſteht dort am Fenſter."

Erſtaunt betrachtete mein Vater den Reſt der Arznei. Sie enthielt große Ameiſen. Ihre ſcharfe Säure oder der Ekel, mit dem ſie der Kranke hinabgewürgt, hatte wie ein ſtarkes Brechmittel dem Bauern die Geſundheit wieder gebracht, — ſoviel ſtand feſt. Wie aber waren die Inſekten in die Arznei gekommen? Nicht ohne Schwierigkeit gelang es meinem Vater, das Rätſel zu löſen.

Der Bote, der die Arznei geholt hatte, war des Bauers Knecht, der Tag war heiß geweſen, der Knecht müde. Im Schatten eines Föhrenwaldes, den er paſſieren mußte, ließ er ſich nieder, um zu ruhen, nahm die Arzneiflaſche aus der Taſche und legte ſie zur Seite. Der Schlaf überkam ihn und als er aufwachte, fand er den Stöpſel ausgetrieben; wie das gekommen, wußte er nicht zu ſagen, vielleicht hatte er ſelbſt aus Neugierde ihn herausgenommen und den Trank verſucht. Ein kleiner Teil der Arznei war ausgefloſſen, aus einem nahen Ameiſenhaufen wanderten die Tierchen in langer Prozeſſion zu dem ſüßen Saft und in die Flaſche. Eilig verſchloß er die Flaſche, ſteckte ſie wieder zu ſich und ließ heimgekehrt ruhig ſeinen Herrn, deſſen Zorn er fürchtete, die Arznei ſamt den Ameiſen nach Vorſchrift ſtündlich einen Eßlöffel voll genießen.

Auch eine Namensverwechslung kann zur Wunderkur führen, wovon uns Naegele eine lächerliche Geſchichte zum beſten gab.

An der Heidelberger Hochſchule war von 1806—1824 Hofrat Schelver Profeſſor der Botanik. Er befaßte ſich neben der Botanik mit magnetiſchen und Kräuterkuren und ſtand beim Landvolk im Rufe eines Wunderdoktors. Eines Tags bat ihn eine Bauersfrau um ein Mittel gegen Rheumatismus, ihr Mann habe den „Fluß“ im rechten Arm und ſei unfähig, ihn zu gebrauchen. Er riet Hahnenfuß auf den Arm zu binden und meinte damit den ſcharfen Wieſenranunkel, aber die gute Frau ſchlachtete ihren alten Haushahn, ſchnitt ihm die Beine ab und band ſie auf den Arm. Der Fluß heilte, und der Profeſſor erfuhr mit Verwunderung, welche Heilkraft in den Beinen des alten Haushahns geſteckt habe.

Derlei Kuren ſind eher wunderliche als wirkliche Wunderkuren. Das Wunder beginnt erſt dann, wenn der Glaube Berge verſetzt und ſcheinbar Unmögliches fertig bringt.

Als Student erlebte ich eine ſolche Kur in meines Vaters Praxis. Ich ging mit ihm an der Wohnung eines kleinen Handwerkers in Wiesloch vorbei, deſſen Frau er an einem unheilbaren Krebsleiden behandelte. Der Mann, ein guter Menſch und meinem Vater aufrichtig zugethan, hatte ihn kommen ſehen, lief eilig heraus und lud ihn ein, ins Haus zu treten und ſich von der unerwartet erfolgten Heilung ſeiner Frau zu überzeugen. Es ſei ein großes Wunder geſchehen. Die Frau habe hinter dem Rücken ihres Mannes einen Wunderdoktor kommen laſſen, einen Bauern aus einem entfernten Dorfe, der im Rufe ſtehe, ſchon viele, in den Augen der Aerzte unheilbare Kranke raſch kuriert zu haben. Der Doktor ſei heute dageweſen, habe der Kranken den Leib mit Salbe beſtrichen, die Krankheit mit geheimkräftigen Worten beſprochen und ihr zuletzt befohlen, im Namen Gottes aufzuſtehen und zu wandeln. Darauf habe ſie das Bett verlaſſen, was ſie ſeit vielen Wochen nicht mehr gekonnt, und wandle jetzt ohne Stütze durch das Zimmer. Mein Vater ließ mich mit zu der Kranken gehen, das arme Weib, blaß und abgezehrt, ſtand wirklich frei im Zimmer, blickte verzückt zum Himmel und pries die Gnade Gottes und den Wunderthäter, der ihr geholfen habe. — Die Kur half nicht lange. Die ungeheuere Aufregung, worin ſich die Kranke befand, beſchleunigte den tödlichen Ausgang des Leidens, nach wenigen Tagen trug man ſie auf den Friedhof.

Die Pſychologie beginnt erſt ſeit kurzem, die Vorgänge im Nervenſyſtem da, wo leibliches und ſeeliſches Geſchehen ſich verflechten, mit den Strahlen der pſychophyſiſchen Unterſuchungsmethoden zu beleuchten. Noch immer herrſcht hier tiefe Dunkelheit, und es giebt kein Gebiet der Medizin, wo der Aber- und Wunderglaube größere Triumphe feierte, als gerade auf dieſem. Phantaſten und Schwindler treiben hier ihr geſchäftiges Weſen, und ſelbſt der ernſte Forſcher fällt leicht in gefährliche Fallſtricke.

Die Rolle, die in der erſten Hälfte des Jahrhunderts der tieriſche Magnetismus ausſchließlich ſpielte, muß er heute mit dem Hypnotismus und der Suggeſtion teilen. Es gelten jedoch auch für dieſe modernen Kurmethoden die Warnungen, die der welterfahrene Stromeyer im erſten Bande ſeiner Erinnerungen (S. 344, 347, 417) an

die Aerzte richtet. Jedenfalls verstößt die hypnotische Suggestionstherapie gegen einen der obersten Grundsätze in der Behandlung der Nervenkrankheiten: Alles zu meiden, was das geschwächte Ich noch mehr schwächt, und nichts zu unterlassen, was es kräftigt und insbesondere den ohnmächtigen Willen aufrichtet. Nur zu leicht macht sie den Kranken zum energielosen Werkzeuge des Hypnotiseurs und zum traurigen moralischen Schwächling. Zu diesem bedenklichen Kurmittel sollte der Arzt nur im äußersten Notfall greifen.

Zu den echten Wunderkuren gehören die meisten Kuren, die als sympathetische bekannt sind. Sie finden noch heute, in dem Zeitalter der großen Entdeckungen auf allen Gebieten der Naturwissenschaft und der Enthüllung so vieler, den Alten unbegreiflichen Geheimnisse, auch unter den Gebildeten häufig Gläubige, ja es scheint, als ob die neu entdeckten und oft verblüffenden scheinbaren Naturwunder gerade unter den Gebildeten der Wundersucht Vorschub leisteten. — Aus welchem Dünger des dicksten Aberglaubens die meisten sympathetischen Volksmittel wie Pilze hervorschossen, mag die Sammlung lehren, die ein ehemaliger, äußerst schreibseliger Dozent der Rostocker Fakultät, Dr. G. F. Most, unter dem Titel herausgab: „Die sympathetischen Mittel und Kurmethoden, Rostock" 1842. Diese Schrift steht würdig neben Dr. Paullinis berüchtigter „heilsamer Dreckapotheke" von 1696.

Dennoch mag ein und das andre sympathetische Mittel mit demselben Recht eine unbefangene Prüfung verdienen, wie sie die ekelhaften Arzneistoffe des Moschus, Bibergeils, der gepulverten Küchenschabe (Blatta orientalis) gefunden haben, und wie sie die heutige, oft überaus kindische Organotherapie findet.

Als ein sympathetisches, der Prüfung nicht unwertes Volksmittel dürfte sich die sog. „Taubenkur" bei den eklamptischen Anfällen der Kinder empfehlen. Das Volk am Ober- und Mittelrhein nennt derlei Krämpfe Gichter, in Bayern Fraisen. Das Verfahren ist einfach. Man preßt den Bürzel einer lebenden Taube an den After des befallenen Kindes; nach kurzer Zeit sollen die Krämpfe aufhören. Ich habe das Mittel einmal in den fünfziger Jahren unter dringenden Umständen, wo mich die Verzweiflung der Eltern in große Verlegen-

heit brachte, weil verſchiedene andere Verfahren völlig verſagten, angewendet, und die Krämpfe verſchwanden faſt augenblicklich. Sie hatten ſchon einen halben Tag anhaltend fortgedauert, das Schauſpiel war äußerſt traurig, die Urſache eine tuberkulöſe Entzündung der Rückenmarks- und Gehirnhäute, die ſich zu einer Caries der Rückenwirbel geſellt hatte. Der Vater war Naturforſcher und mir befreundet, ich ſchlug ihm vor, das unſchädliche Mittel zu verſuchen. Es waren Tauben zur Hand, man holte ein prächtiges, gut gefüttertes, warmes Tierchen aus dem Taubenſchlag und legte es nach Vorſchrift an. Nach wenigen Sekunden feſten Anpreſſens, wobei die Taube heftig zitterte, ſtreckte ſich der Knabe wie bei Tetanus, und damit hatten die Zuckungen ein Ende, kamen auch bis zum Tode, der nach 24 Stunden eintrat, nicht wieder.

Nicht lange nachher leiſtete mir eine modifizierte „Taubenkur“ eigener Erfindung gute Dienſte bei einem alten, von argen „Herzkrämpfen“ ſchon lange heimgeſuchten hyſteriſchen Fräulein. Die Dame ſtammte aus vornehmem Hauſe und war ſchon mit 16 Jahren wegen nervöſer Leiden nach Heidelberg in die magnetiſche Behandlung des erwähnten Profeſſors Schelver gebracht worden, doch hatte er wenig ausgerichtet. Die Dame wurde allmählich an den Beinen gelähmt. Sie ließ ſich eine kleine Villa in Neuenheim bauen. Als ich zu ihr gebeten wurde, hatte ſie ihre Villa ſeit mehr als 30 Jahren nicht mehr verlaſſen und ſeit 16 Jahren nicht mehr das Bett. Nach dem Tode Schelvers war ſie homöopathiſch behandelt worden, ſeit einigen Jahren hatte ſie keinen Arzt mehr beigezogen. Ein treuer Kreis von Freundinnen ſcharte ſich täglich um die liebenswürdige Kranke, eine von ihnen widmete ſich ihr ganz, wohnte bei ihr und beſorgte Haus und Küche, nachmittags kamen die andern von Heidelberg herüber. Um drei Uhr wurde ſie regelmäßig von „Herzkrämpfen“ befallen, die Arme litt unſäglich, ſie verſicherte beſtimmt, ihr Herz bleibe oft zehn Minuten lang ſtehen! Die Freundinnen litten mit ihr, ſie umſtanden das Bett, die einen jammernd, die andern tröſtend, wieder andre hilfreich beiſpringend mit kölniſchem Waſſer, engliſchem Riechſalz, zarten Reibetüchern u. dgl. unentbehrlichen Dingen.

Zu dem Kreiſe dieſer barmherzigen Gemeinde fand ein gut-

mütiger Sachſe, ein stud. jur., Zutritt. Die Damen meinten magnetiſche Kräfte an ihm zu verſpüren und baten ihn, einen Verſuch damit an der kranken Freundin zu unternehmen. Er ließ ſich dazu bewegen, es war kein Zweifel, ſeine Striche wirkten wohlthätig auf das gequälte Herz, und von nun an fuhr er jeden Nachmittag mit der Fähre über den Neckar zu der Dulderin, die ſeinem Fluidum mit Sehnſucht entgegenharrte. Aber er hatte ſeine Kraft überſchätzt, am Ende des Semeſters fühlte der Samariter ſich erſchöpft und elend, er mußte Heidelberg verlaſſen und ſuchte auf Rigikaltbad Erholung.

Bald nachdem der gute Sachſe abgereiſt war, wählte mich eine der Freundinnen zu ihrem Arzte. Sie entdeckte an mir, was ich nicht gewußt, nicht einmal geahnt, magnetiſche Kräfte und veranlaßte die Kranke, mich zu ſich zu bitten. Hier erfuhr ich erſt von meinen verborgenen Tugenden und weshalb man mich begehrte. Ich ſollte die magnetiſche Kur, die der Kranken ſo wohlthätig geweſen, aufs neue aufnehmen. Sie flehte mich um Linderung ihres Leidens an und erweckte meine aufrichtige Teilnahme. Ihre edeln und feinen Züge, ihr weiches Silberhaar unter dem weißen Spitzenhäubchen, ihre ſanfte Stimme und Duldermiene rührten mich, aber die magnetiſche Behandlung mußte ich ablehnen. Indem ich erwog, wie ich ihr nützen könne, fiel mir die Taubenkur ein. Ich erzählte ihr von dem Volksglauben, wonach ſchon die Gegenwart dieſer, angeblich ſo ſanften Geſchöpfe im Krankenzimmer die Nerven beruhige, und was ich kürzlich in der Praxis erlebt hatte. Ich ſchilderte ihr das Verfahren bei Krämpfen der Kinder, ſchlug ihr vor, Tauben anzuſchaffen und beim Nahen der Herzkrämpfe ſie an das Herz, den leidenden Teil, zu preſſen. Meine Worte machten ſichtlich Eindruck, und ich empfahl mich.

Nach vierzehn Tagen wurde ich wieder gerufen. Als ich die Thüre des Krankenzimmers öffnete, gurrte mir ein zärtliches Pärchen Turteltauben entgegen. Die Freundinnen hatten Erkundigungen eingezogen und erfahren, daß von allen Tauben die Turteltauben die meiſte beruhigende Kraft beſäßen. Die Kranke dankte mir herzlich; mein Rat hatte ſich bewährt. Sie hatte dabei eine merkwürdige Beobachtung gemacht. „Ich habe gefunden,“ erklärte ſie, „daß ein Unter-

ſchied zwiſchen den Täubchen beſteht, das Männchen übertrifft an wirkſamer Kraft das Weibchen merklich.“

Vor kurzem noch erfuhr ich von Verwandten der Dame, die hochbetagt aus dem Leben ſchied, daß ihr die Taubenkur noch viele Jahre lang Erleichterung gebracht habe.

Purgierkuren und Blutentziehungen.

In dem Malade imaginaire faßt der Baccalaureus die drei Grundpfeiler der Heilkunſt ſeiner Zeit in das köſtliche Küchenlatein:

„Clysterium donare,
Postea saignare,
Ensuita purgare.“

Die Examinatoren des künftigen Praktikers, die savantissimi doctores“, klatſchen ihm lebhaft Beifall:

„Bene, bene, bene, bene
Respondere,
Dignus, dignus est intrare
In nostro docto corpore.“

An Doktoren nach der Art von Molières Mr. Purgon fehlt es auch heute nicht. Und noch immer kann es ein ſpekulativer Kopf, wie zu den Zeiten des Dr. Moriſon und des Erfinders der Kaiſerpillen, zum Kröſus bringen, wenn er, „zum Heile der Menſchheit,“ neue Miſchungen von Pillen, Latwergen und Spezies zum Purgieren erſinnt und geſchickt vertreibt. Glücklicherweiſe bricht ſich die Einſicht mehr und mehr Bahn, daß eine hygieniſch geregelte Lebensweiſe, einfache und richtig gewählte Küche, tägliche Muskelübungen und der rechte Gebrauch des kalten Waſſers von Jugend auf die Droguen entbehrlich machen. Dennoch behält der alte Spruch häufig recht: Qui bene purgat, bene curat“*), vorausgeſetzt, daß er die kleine Ab-

*) Gut kuriert, wer gut purgiert.

änderung erfährt: „Bene curat, qui recte purgat“ *), d. h. die Purganzen können großes leisten, wenn sie zur rechten Zeit bei der rechten Gelegenheit Anwendung finden.

Dagegen sind die Saigneurs**) und Grandsaigneurs der alten Zeit verschwunden. Einer der vornehmsten zu Anfang des Jahrhunderts war Broussais († 1838); er sah, weil er die Leichenbefunde falsch deutete, überall das Gespenst der „gastroentérite“ (Magendarmentzündung) und bedeckte deshalb den Unterleib der meisten Kranken, insbesonders der Typhösen, mit Blutegeln. — Ein Grandsaigneur noch in meiner Studienzeit war ein verdienter Diagnostiker, Bouillaud. Er bekämpfte die Entzündungen mit Aderlässen „Schlag auf Schlag“, beim Gelenkrheumatismus namentlich floß das Blut in Strömen. Er fand für seine Methode eifrige Schüler in Menge, die meisten in Frankreich. — Erst um die Mitte des Jahrhunderts machte die junge Wiener Schule, Skoda an der Spitze, der Blutvergeudung ein Ende.

Die Heilkunst teilt mit den andern edeln Künsten das Los, daß jedem Fortschritt eine Uebertreibung auf dem Fuße folgt, die den entgegengesetzten Weg der bisher eingehaltenen Richtung einschlägt. Auf den Vampyrismus kam die noch heute herrschende übertriebene Blutscheu, die jedoch ihrem Ende entgegenzugehen scheint. Man geizt mit dem kleinsten Tropfen Blut in lächerlicher Weise. Man hätte in meiner Jugend weit mehr Grund gehabt, schonend damit umzugehen, denn man nährte sich schlechter und sorgte im ganzen weit weniger für die hygienischen Bedingungen unseres leiblichen Wohlergehens. Am schlechtesten war für die weibliche Jugend gesorgt; man bannte sie in das Haus, ließ sie kaum ihre Muskeln durch Turnen, gymnastische Spiele, Schwimmen, Schlittschuhlaufen u. dgl. üben, nur sehr allmählich wurde ihre Erziehung in dieser Hinsicht besser und das Vorurteil überwunden: dergleiche Uebungen schickten sich nicht für das weibliche Geschlecht. Die Bleichsucht war deshalb viel häufiger. Nur die Ansprüche der Schule an die männliche und weibliche Jugend sind heute bedenklich hinaufgeschraubt, was zur größeren Vorsicht mit Blut-

*) Gut kuriert, wer richtig purgiert.

**) Blutzapfer. Saigner = zur Ader lassen.

entziehungen mahnen muß, denn die Nervosität auch der höheren Grade ist infolgedessen heute verbreiteter als früher; schon damals, wo die Blutentziehungen so wenig gefürchtet wurden, warnten davor die erfahrenen Irrenärzte bei gesteigerter Reizbarkeit des Gehirns.

Das Aderlaßmännlein war schon in meiner Jugend aus den Kalendern verschwunden, worin es einst eine große Rolle gespielt hatte. Es stellte eine menschliche Figur dar, worauf sämtliche Blutadern, die sich zum Aderlassen eignen, eingezeichnet waren; dabei standen Vorschriften, in welchen Monaten das Blut am besten aus dieser oder jener Ader geholt werden solle. In den Köpfen des Landvolks vieler Gegenden aber lebte das Aderlaßmännlein fort und der Brauch wurde eingehalten, das „abgenützte" Blut von Zeit zu Zeit wegzuschaffen. Man nahm es weg in der Absicht, mit ihm die „Unreinheiten" und „Schärfen" aus den Säften zu bringen und es durch reines und besseres zu ersetzen. Schröpfen und Aderlassen diente zu Regenerationskuren, wie man sich gelehrt ausdrückt, und da die Welt sich dreht, so beginnt man heute wieder zu der alten Methode, die bei den Bauern am längsten anhielt, zurückzukehren. Was gestern unsinnig schien, gilt aufs neue für Weisheit. Wie vor 60 Jahren giebt es heute wieder unter den Aerzten Lobredner des Aderlasses, sogar bei der Bleichsucht.

Namentlich im badischen Oberlande hielt der Bauer fest an der altherkömmlichen Frühlingskur mit Schröpfen und Aderlassen. Dort haben sich von altersher viele kleine Badekurorte — „Bauernbäder" — erhalten, in die das Landvolk noch heute mit Beginn des Frühjahrs an Sonn- und Feiertagen strömt, der Hofbauer mit der Bäuerin zu Wagen, der kleine Bauer auf Schusters Rappen. In den sechziger Jahren war es noch häufig Brauch bei den Bauern, daß sie zuerst im heißen Bade das Blut nach außen trieben und es dann mit Schröpfen aus der Haut und mit dem Schnäpper aus der Ader holen ließen. Ein reichliches Mahl mit gutem Weine beschloß die Kur und brachte frisches Blut in die leeren Schläuche.

In der Pfalz ging der Bauer, nachdem er den langen Winter hindurch mehr als gut hinter dem Ofen gesessen hatte, wenn die lauen Lüfte wehten und er sich jetzt matt und schwer in den Gliedern fühlte, zum Apotheker. Irgend eine Purganz, besonders das Wiener Tränklein

aus Senne und Seignettesalz, verschaffte ihm leichteres Blut und Gemüt; reichte der Trank nicht aus, so mußte der Bader mit dem Schnäpper nachhelfen. — Sein Pfarrer machte es wenig anders. Es gab Pfarrhäuser, wo die Frau Pfarrerin in einem riesigen Topf den Senna-Aufguß bereitete, der die ganze Familie an einem Tag von den aufgehäuften Schlacken des Winters befreite. — Die Gebildeten in den Städten machten Frühlingskuren, gingen täglich am frühen Morgen einige Wochen lang spazieren, tranken dazu lösende Mineralwässer, auch frische Kräutersäfte oder Molken. Gegen Störungen im Blutlauf, Kopfschmerz, Schwindel, Herzklopfen u. dgl. wurden, nach eigenem Ermessen oder auf ärztlichen Rat, nicht selten mit gutem und raschem Erfolge, Blutegel oder Schröpfköpfe angesetzt, häufig auch Blut aus der Ader entnommen.

Die Häufigkeit der verordneten Blutentziehungen erscheint heute unglaublich. — Einer kräftigen Bürgersfrau in Kandern, die ich persönlich kennen lernte, hatte ihr Hausarzt wegen einer angeblichen Hirnentzündung und daran sich anschließenden Unterleibsentzündung in sechs Wochen siebenmal zur Ader gelassen und 60 Blutegel gesetzt. Sie stand in den Fünfzigen und erreichte ein Alter von 83 Jahren. — Sogar schwächlichen Personen zapfte man oft Blut ab. Ich hörte eine magere Pfarrersfrau in den Vierzigen meinem Vater erzählen, daß man ihr wegen häufig wiederkehrenden Blutspeiens im Laufe der Zeit gegen dreißig Aderlässe gemacht habe. Sie starb an der Schwindsucht im Alter von 52½ Jahren.

In den Heidelberger Kliniken waren Lanzetten und Schnäpper fast täglich in Arbeit. Als Assistenzarzt der Pfeufer'schen Klinik mußte ich die Apothekerrechnungen revidieren, sie betrugen für Blutegel jährlich mehr als für Arzneien, obwohl auch an diesen nicht gespart wurde. Wir Assistenten wurden bald Meister im Aderlassen, heute giebt es Professoren, die nie einen Aderlaß machten oder auch nur machen sahen. — Pfeufer erteilte genaue Vorschriften und lehrte uns mancherlei Kunstgriffe beim Aderlassen; er verwies uns namentlich auf die vorzügliche Schrift von Marshall Hall über Blutentziehungen (übers. v. Breßler, Berlin, 1837). Sie enthält auch die Beschreibung der schweren, an hitzige Hirnwassersucht erinnernden Erscheinungen, die, namentlich

in England, infolge unſinniger Blutentziehungen am häufigſten bei Kindern beobachtet wurden.

Der Mißbrauch eines wirkſamen Mittels ſchließt ſeinen richtigen Gebrauch nicht aus. Man kann ſogar mit Brot, Milch, Waſſer und andern zum Leben nötigen Dingen, wenn ſie zur Unzeit oder unrichtig benützt werden, Kranke umbringen. Vor allen Dingen müßte man die Kaltwaſſer- und Naturheilanſtalten ſchließen, wenn man die Menſchheit vor dem Mißbrauch an ſich guter Kurmethoden ſchützen wollte. Sie ſchießen unter der Leitung unwiſſender Pfuſcher, die ſich hinter dem tönenden Titel von Direktoren verſtecken, an allen Ecken und Enden wie Pilze empor und leben von der Leichtgläubigkeit und mangelnden Einſicht des Publikums in biologiſchen und mediziniſchen Dingen, gutenteils freilich auch von dem Mißbrauch, den die Aerzte mit dem Rezeptieren treiben. — Hier iſt nicht der Ort, darauf einzugehen. Ich will nur zeigen, wie übertrieben die heutige Blutſcheu vieler Aerzte und noch mehr der Nichtärzte iſt, und deshalb noch einige Erfahrungen aus meinem Leben, zunächſt eine aus den Studentenjahren, mitteilen.

Wenn ſich bei den Hiebwunden, die es auf der Menſur abſetzte, Geſchwulſt, Schmerz und Fieber einſtellte, wie dies vor der antiſeptiſchen Wundbehandlung die Regel war, ſo nahm Hoffacker, der berühmte Paukdoktor, Blut aus der Armvene. Die Erleichterung war häufig, wie ich an mir ſelbſt erfuhr, auffallend groß und außer Verhältnis zu der vorübergehenden Anwandlung von Schwäche, die der Aderlaß bei einem oder dem andern Studioſus hervorrief. Eine längere Herabſetzung der Körperkraft nach derartigen Blutentziehungen bei Kommilitonen iſt nie zu meiner Kenntnis gekommen.

Ich ſelbſt war nicht vollblütig, auch nur von mittlerer Körperkraft, und verlor durch einen Aderlaß ein Pfund Blut ohne die geringſte unangenehme Wirkung. Eine tiefe Wunde in dem Kleinfingerballen der rechten Hand hatte eine ſtarke Schwellung mit Schmerz und Fieber zur Folge gehabt. Die erſte Nacht verlief faſt ſchlaflos, es war mir morgens ſchlecht zu Mute, und ich wartete ſehnſüchtig auf Hoffacker und ſeine Lanzette. Er nahm mir zuerſt acht, dann auf meine Bitte noch vier, im ganzen zwölf Unzen (ein Pfund alten

Medizinalgewichts) Blut aus der Ader. Es wurde mir so leicht im Arm und Kopf, daß ich ihn dringend bat, noch mehr laufen zu lassen, doch ging er nicht darauf ein. Ich verspürte nicht die geringste Schwäche und fuhr vier Tage nachher mit Freunden auf dem Rheine zu einem Kommers nach Bonn hinab.

Einige Jahre darauf, 1847, in Wien, ließ ich mir wegen eines akuten Trachoms mit starker, schmerzhafter Anschwellung der Augenlider wieder ein Pfund Blut nehmen, aber diesmal verspürte ich keine Erleichterung, hatte überhaupt keinen Nutzen davon.

Als die hitzigsten Vorkämpfer der jungen Wiener Schule den Aderlaß aus der Liste der Heilmittel löschten, haben sie das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Er ist allerdings in der Praxis da, wo er früher unbedingt geboten schien, meist entbehrlich, aber unter besonderen Umständen kann seine Unterlassung den Tod eines Kranken verschulden, den kein anderes Mittel so sicher verhütet hätte. Verführt von den Lehren jener Schule, habe ich bei einer Kranken mit äußerst akut auftretender Brightscher Nierenentzündung und rasch anwachsendem Lungenödem meine Zeit mit ableitenden Mitteln auf Darm und Haut verloren, und sie erstickte durch das Wasser, das die Lungen überflutete. In einem ganz gleichartigen Falle bald nachher machte ich, dadurch gewarnt, bei der Sticknot einen kleinen Aderlaß, augenblicklich wurde die Atmung frei, wie durch Zauber, das Eiweiß schwand rasch aus dem Harn und die Kranke genas in wenigen Tagen. — Aehnliche rasche Erlösung aus Todesgefahr durch drohende Ueberflutung der Lungen sah ich einigemale bei Personen mit enormer Verengung der rechten Vorhofsmündung und bei Lungenentzündung.

Es braucht meist keine großen Aderlässe, die bei organischen Herzfehlern oder bei geschwächten Personen bedenklich wären, schon kleine von 150—200 grm können rettend wirken, es kommt hauptsächlich auf die Raschheit an, womit die Blutmenge vermindert wird. Man muß, wie man uns auf der Hochschule lehrte, die Kranken stets aufrecht setzen, den Schnitt schräg, nicht quer oder der Länge nach, und nicht zu kurz durch die Vene führen, nachdem man die Binde vorher über ihr angelegt hat, auf daß, wenn irgend möglich, das

Blut ſich im Strahl entleere. Dann kommt es am ſicherſten zur plötzlichen Verminderung des Blutdrucks und den Erſcheinungen, die wir als günſtige Zeichen begrüßten: leichte Anwandlung von Ohnmacht, Schweiß und freieres Atmen. Man braucht die beginnende Ohnmacht nicht zu fürchten, ſie verliert ſich, ſobald der Kranke in die Rückenlage gebracht wird.

Vomierkuren.

Es iſt ein heikles Thema, woran ich mich wage, aber ich darf es nicht umgehen, wenn ich ſchildern will, wie die ärztliche Praxis in meiner Jugend ausgeübt wurde. Wem davor graut, mag das Kapitel überſchlagen.

Neben Purganzen und Aderläſſen verordneten die Aerzte mit Vorliebe Vomitive, beſonders häufig jungen Perſonen bis in das Säuglingsalter herab, ſelten nur älteren Leuten. Heute gilt das Verfahren für faſt barbariſch und es wird nur ausnahmsweiſe benützt, obwohl es ein echtes und vielbewährtes Naturheilverfahren iſt, erlernt von der Lehrmeiſterin Natur, zugleich ein klaſſiſches, das angeblich ſchon in den Vomitorien des kaiſerlichen Roms fleißig geübt wurde.*)

Unſer Magen iſt mit einer Einrichtung ausgerüſtet, durch die er ſich automatiſch von ſchädlichem Inhalt befreit. Der überfüllte Magen des Säuglings ſtößt ohne äußeres Zuthun das Uebermaß der genoſſenen Milch aus und erleichtert ſich dadurch ſeine Aufgabe.

*) Hierüber ſchrieb mir der berühmte Verf. der „Darſtellungen aus der Sittengeſchichte Roms", Prof. L. Friedländer: „Die (meines Wiſſens den Archäologen völlig unbekannte) Benennung von Räumen in den römiſchen Kaiſerpaläſten als Vomitorien dürfte auf dem Einfall eines Dilettanten beruhen, der von der Häufigkeit des Gebrauchs der Vomitive im alten Rom eine gewiß ſehr übertriebene Vorſtellung hatte. Die einzigen Kaiſer, von denen wir wiſſen, daß ſie ſich ihrer gewohnheitsmäßig bedienten, ſind Claudius und Vitellius. Die einzige Stelle, in der das Wort vorkommt, (Macrob. Saturnal. VI, 4,3) lautet: et nunc vomitoria in spectaculis dicimus, unde homines glomeratius ingredientes in sedilia se fundunt.

„Speikinder, Gedeihkinder!“ lautet ein alter Ammenſpruch. Das Erbrechen iſt ein reflektoriſcher Vorgang zwiſchen Nerven und Muskeln. Er ſchafft unverdauliche Speiſen und Gifte aus dem Magen und ſichert dadurch Geſundheit und Leben. Wie der Menſch, ſind auch zahlreiche Tiere mit dieſer nützlichen Mechanik ausgeſtattet; ſein treuer Begleiter, der Hund, beſitzt ſie in großer Vollkommenheit, ohne beſondere Vorkehrungen gelingt es kaum, ihn mit vielen Giften, die dem Menſchen äußerſt gefährlich ſind, durch Einbringen in den Magen zu töten, er weiſt ſie ſofort zurück.

Man verwendete zum Vomieren die Brechwurzel oder Radix Ipecacuanhae, die unter Ludwig XIV. aus Braſilien nach Paris kam, und den ſchon länger bekannten und heftiger wirkenden Brechweinſtein oder Tartarus stibiatus. Die heutige Medizin verfügt noch über ein drittes Mittel zu dieſem Zweck, das Apomorphin; ſchon in der winzigen Gabe von 1 centigramm vermag es, unter die Haut eingeſpritzt, den Magen von Gift zu befreien.

Man gab die Vomitive nicht nur zur Entleerung des Magens, ſie dienten auch zur Entfernung von Schleim und kroupöſen Häuten aus den Luftwegen. Außerdem erhoffte man Nutzen von ihrer mächtigen Einwirkung auf die abſondernde Thätigkeit zahlreicher Drüſen; beim Vomieren ergießen ſich daraus Ströme von Speichel und Schleim, Galle und Schweiß, damit beabſichtigte man die in das Blut und die Gewebſäfte des Körpers bereits eingedrungenen Kontagien und Miasmen herauszuſchwemmen. Endlich hoffte man mittelſt der Erſchütterungen, die mit dem Eingriff verbunden waren, verſtimmte Saiten im Nervenſyſtem wieder zum richtigen Schwingen umzuſtimmen.

Wie prompt und ſicher in vielen Fällen dieſes Heilverfahren ſich erwies, kann von den lebenden Aerzten vielleicht niemand aus eigner Erfahrung beſſer berichten als ich. Mindeſtens 8—9 mal habe ich Vomitive eingenommen, nicht bloß in jungen Jahren, auch noch im Mannesalter, zuletzt 1864.

Ziemlich ſeuchenfeſt, blieb ich in meiner Jugend von den Krankheiten, die namentlich das Kindesalter bedrohen, Scharlach, Maſern, Keuchhuſten u. dgl., ganz verſchont. Auch der Darmtyphus, der die

meiſten meiner Geſchwiſter befiel, ließ mich unberührt, obwohl ich ſie pflegen half, und befiel mich erſt im reifen Mannesalter, 1863, in der leichten Form des ſog. Schleimfiebers. Nur zwei ungefährliche Krankheiten ſuchten mich bis in das Mannesalter häufig heim: eine oberflächliche (lakunäre) fieberhafte Mandelentzündung, die mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks jedesmal in drei Tagen ablief, und eine Störung der Magenverrichtungen in Geſtalt eines fieberloſen Gaſtrizismus oder ausnahmsweiſe eines gaſtriſchen Fiebers. Vermutlich verſchuldete jedesmal irgend eine ſchädliche Speiſe den verdorbenen Magen, doch weiß ich darüber nichts Genaueres anzugeben. Die Erſcheinungen verliefen in der Regel ſo, daß ich mich morgens beim Erwachen matt und unwohl fühlte, mein Kopf war eingenommen, nicht aufgelegt zur Arbeit, ich hatte keine Eßluſt, einen übeln Geſchmack und eine garſtige Zunge. Nahm ich ein Brechmittel, ſo genas ich ſofort, zögerte ich, ſo zog ſich das Leiden in die Länge, bis ich mich endlich doch entſchloß, die häßliche aber ſichere Kur zu gebrauchen. Eine Purganz leiſtete die gleichen prompten Dienſte nicht.

Als ich die Quinta in Heidelberg beſuchte, erwachte ich eines Morgens mit Fieber und gaſtriſchen Erſcheinungen. Das Fieber erreichte mittags eine ſolche Höhe, daß meine beſorgte Mutter meinen Vater durch einen Expreſſen von Wiesloch holen ließ. Er kam erſt ſpät abends, das Fieber war noch geſtiegen und Kopfweh hinzugetreten. Er verſchrieb mir ſofort eine Schüttelmixtur aus Ipeca und Brechweinſtein. Die Wirkung war großartig. Ich ſank danach in tiefen Schlaf, erwachte ſpät am Morgen fieberfrei und bis auf ziemliche Mattigkeit hergeſtellt. — Ein anderesmal, ich war bereits Mediziner, konnte ich mich bei einem fieberloſen, äußerſt widerlichen Gaſtrizismus mehrere Tage lang nicht zum Einnehmen des Vomitivs entſchließen und meinte, durch Faſten allein zum Ziele zu kommen. Nach einigen Tagen vergeblichen Abwartens, griff ich zu dem erprobten Mittel in früher Morgenſtunde und es erfolgte die gewohnte veſuviſche Eruption reichlicher Gallenmengen. Hierauf ſank ich in tiefen, erquickenden Schlaf und nahm, ſobald ich erwachte, die gebräuchliche, mit etwas ſauerem Rahm bereitete Waſſerſuppe. Nachmittags ging ich aufs Schloß und ſpeiſte da oben mit prächtigem Appetit zwei köſtliche Kalbsrippchen mit ge-

röſteten Kartoffeln, eine Flaſche Münchner Bier mundete dazu herrlich. Die Geneſung war vollkommen.

Eine ganz energiſche Kur mit Tartarus stibiatus gebrauchte ich 1853 als praktiſcher Arzt in Kandern, wo mich mein ſtrapazierender Beruf auf das Krankenlager warf und eine Myelitis spinalis mir die untere Körperhälfte lähmte. Ich ziehe jedoch vor, die Geſchichte dieſer ſchweren Krankheit, die in mein Leben wie kein anderes Ereignis beſtimmend eingriff, erſt im letzten Buche dieſer Erinnerungen zu erzählen.

Das letzte Vomitiv nahm ich 1864 als Kliniker in Freiburg i. B.; auf die Umſtände, die mich zu ſeinem Gebrauche veranlaßten, gehe ich näher ein, weil ſie, wie ich glaube, pathologiſch und therapeutiſch hinreichend merkwürdig ſind.

Meine Haut war damals noch wenig abgehärtet, ich war unvorſichtig und fuhr bei windigem Wetter mit Kollegen vom Lande auf offenem Wagen zwei Tage hinter einander zu Konſultationen; von der zweiten kehrte ich abends ſpät unwohl heim. Morgens erwachte ich etwas fiebernd und blieb zu Bette; auf der Bruſt fühlte ich links hinten unten ein leiſes Stechen und in der Kehle einen Reiz zum Räuſpern, nicht zum Huſten. Dabei warf ich einen kleinen Ballen glaſigen Schleims aus und fing ihn unter Waſſer in einem zufällig zur Hand ſtehenden Gefäſſe auf. Da entrollte ſich zu meinem Erſtaunen und Schrecken der Ballen als ein mehr als fingerlanges, ſtricknadeldickes, ziemlich derbes Bäumchen mit zahlreichen, immer feiner ſich verzweigenden Aeſtchen, das ſich nur in den Bronchien gebildet haben konnte. Ich befürchtete den Beginn jener ſchlimmen, äußerſt quälenden, chroniſchen Bronchitis mit baumförmig verzweigtem fibrinöſem Auswurf, ein oft unheilbares Leiden, das z. B. unſern Examinator, den Geh. Rat Dr. Teuffel, in den letzten Jahren ſeines Lebens böſe mitgenommen hatte. Mein Aſſiſtent kam, mich zu beſuchen, und hörte an der Stelle, wo ich das leiſe Stechen empfand, ein feines Kniſtern. Weil das Räuſpern und Auswerfen der Dendriten ſich fort und fort wiederholte, verſchrieb ich mir ein kräftiges Vomitiv. Nachdem es ſtark gewirkt hatte, hörte der Dendriten-Auswurf auf, ich räuſperte noch von Zeit zu Zeit etwas ungeformten Schleim aus,

fühlte mich beſſer, hütete einige Tage das Zimmer und war vor Ablauf der Woche gänzlich hergeſtellt. Das Auffallendſte bei dieſer merkwürdigen Bronchitis acutissima mit nur halbtägigem Auswurf von Dendriten war der Umſtand, daß die Bäumchen und der Auswurf überhaupt ohne Huſten, lediglich durch Räuſpern, aus den Luftwegen herauf befördert wurden. — Einen ähnlichen Fall fand ich in der Litteratur nicht beſchrieben. —

* * *

Der Leſer, der mit der Geſchichte der Medizin nicht vertraut iſt, wird nun die Frage aufwerfen: wie konnte es kommen, daß ein der Natur entlehntes, anſcheinend ſo rationelles und durch tauſendfältige Erfahrung erprobtes Heilverfahren heute nur noch ausnahmsweiſe benützt wird? Daß es Gefahren in ſich ſchließt, konnte ja auch den alten Aerzten nicht verborgen geblieben ſein, und in der That verboten ſie ſeinen Gebrauch bei vielen Fehlern und Krankheiten auf das ſtrengſte, beiſpielsweiſe bei Herzfehlern, ſchwachem Herzen, brüchigen Schlagadern, Leibſchäden, Entzündung der Magenſchleimhaut, der Därme und des Bauchfells, bei ausgebildeter Bleichſucht und vielen andern ſolchen „Kontraindikationen“. Ungeachtet dieſer Einſchränkung blieb noch ein weites Feld übrig, wo die Vomierkur zuläſſig und nützlich erſchien; erſt in der zweiten Hälfte dieſes Jahrhunderts iſt ihr Gebrauch mehr und mehr eingeengt worden und heute giebt man die Brechmittel faſt nur noch, um in dringenden Fällen giftige Subſtanzen aus dem Magen zu entfernen, ſucht ſie ſogar bei verdorbenem Magen, wo ſie einſt ſo große Triumphe feierten, durch mildere Verfahrungsweiſen zu erſetzen.

Das Schickſal dieſer Kurmethode iſt eines der lehrreichſten Beiſpiele, um zu zeigen, welchen ungeheuern Einfluß die Entdeckungen der pathologiſchen Anatomie auf die Therapie gehabt haben und haben mußten. Die große Einſchränkung des Gebrauchs der Vomitive war die Folge einer der wichtigſten Bereicherungen unſrer anatomiſchen Kenntniſſe, die wir zwei Forſchern erſten Rangs auf dieſem Gebiete verdanken: Cruveilhier in Paris und Rokitansky in Wien. Sie fällt in das Ende des vierten Jahrzehnts, kurz vor den Beginn meiner

medizinischen Studien. Fast gleichzeitig haben die beiden berühmten Anatomen, Cruveilhier 1838, Rokitansky 1839, die ärztliche Welt mit dem runden Magengeschwür, seiner Häufigkeit und großen praktischen Bedeutung, bekannt gemacht. Ich hebe als besonders wichtig aus der Lehre von diesem eigentümlichen Geschwüre, das außer im Magen auch noch im angrenzenden Zwölffingerdarm angetroffen wird, nur einiges hervor, was hier Erwähnung verdient.

Vor dem Eintritt der Geschlechtsreife wird das Geschwür äußerst selten gefunden, von da an häufig, seltener bildet es sich im Greisenalter. Die Bleichsucht begünstigt seine Entstehung. Es ist die häufigste Ursache der Magenkrämpfe, die mit starker Säurebildung, heftigen Schmerzen und Bluterbrechen verlaufen, es hat eine Neigung, die Magenwand zu durchbohren, und die stürmischen Bewegungen, die mit dem Brechakte verbunden sind, können durch die Zerrung der Magenwände eine Zerreißung an der verdünnten Geschwürsstelle herbeiführen. Wäre man nun im stande, die Geschwüre durch sichere Zeichen in allen Fällen vom einfachen Gastrizismus zu unterscheiden, so würde man auch heute noch unbedenklich gegen diesen die Brechkur anwenden dürfen, es giebt aber vereinzelte, wenn auch seltene Fälle, wo sich das Geschwür hinter dem Bilde eines unverdächtigen Gastrizismus versteckt, und dies ist der Grund, weshalb man so vorsichtig geworden ist.

Weit seltener als man annehmen könnte, scheinen Brechmittel Zerreißungen der Magenwand herbeigeführt zu haben. Der Grund davon dürfte ein mehrfacher sein. Am häufigsten wurden sie bei Kindern verordnet, bei denen die Geschwüre kaum vorkommen, bei Bleichsucht waren sie verboten, ebenso bei schmerzhaften Zuständen des Magens. Mir persönlich ist nur einmal ein solches Ereignis zur Kenntnis gekommen; er brachte 1854 einen Wundarzt aus der Gegend von Würzburg auf die Anklagebank.

Prüfung auf dem Krankenbette.

Akuter Gelenkrheumatismus im Winter 1846/47.

Niemand hatte ſich über meinen ärztlichen Lizenzſchein mehr gefreut als meine Mutter. Leider waren ihre Tage bereits gezählt; aus Furcht vor dem Meſſer der Chirurgen verheimlichte ſie ein böſes Leiden ſo lange, bis es zum Operieren zu ſpät war. Erſt 48 Jahre alt, ſchied ſie nach unſäglichen Qualen am 19. November 1846 von uns. Kurz zuvor, für meine arme Mutter ein Jahr zu ſpät, war in Boſton die große Erfindung gemacht worden, chirurgiſche Operationen mittelſt eingeatmeter Aetherdünſte ſchmerzlos auszuführen.

Als meine Mutter ſtarb, war ich ſeit einigen Monaten Aſſiſtenzarzt an der inneren Klinik Pfeufers. Ich wohnte im Krankenhauſe, ohne zu ahnen, daß ich meine genauſten pathologiſchen Beobachtungen darin am eigenen Leibe machen ſollte. In der Weihnachtswoche ſtreckte mich ein heftiger Gelenkrheumatismus auf das Schmerzenslager und wich erſt gegen Ende Februar. Er züchtigte meinen verzärtelten Leib für die groben hygieniſchen Sünden, die ich, als Arzt doppelt ſtrafbar, hätte vermeiden ſollen. Seit anderthalb Jahren hatte ich die meiſte Zeit am Studiertiſch geſeſſen, war nur wenig in die friſche Luft gegangen, hatte meine Muskeln kaum geübt und meine Haut nicht methodiſch mit kaltem Waſſer abgehärtet. Zwar hatte mir der Lizenzſchein die beſte Note erteilt, aber in Wirklichkeit war ich ein Stümper. Hätte ich nur das Abc der Geſundheitslehre gekannt und befolgt, ſo wäre ich ſicher vor der Krankheit geſchützt geweſen.

Allerlei Störungen in meinem Wohlbefinden hatten mich im

Sommer 1846 nach und nach zum Hypochonder gemacht. Die läſtigen Empfindungen deutete ich irrig und bezog ſie auf ein ſchweres Leiden. Sie wären durch richtige Lebensweiſe leicht zu beſeitigen geweſen, aber in meinen falſchen Ideen befangen, gebrauchte ich verkehrte Mittel. Zwar beſchränkte ich meine Nahrung auf leicht verdauliche, reizloſe Koſt und nahm faſt keine erhitzenden Getränke, aber ich machte mir nur wenig Bewegung und gebrauchte, ſtatt täglicher kalter Abwaſchungen des ganzen Körpers und kalter Bäder, warme Bäder, die mir ein vorübergehendes Behagen verſchafften, meine Haut jedoch noch mehr verweichlichten. Als ich zuletzt im Beginn des Winters auf eine richtigere Auffaſſung meines Leidens kam und mir feſt vornahm, meinen krankhaften Empfindungen nicht mehr nachzugehen, verſchwanden ſie wie auf einen Schlag, ich machte mir mehr Bewegung und fühlte mich beſſer, aber zur Abhärtung meiner Haut that ich zu wenig und büßte dafür bitter.

Ueber Weihnachten war ich im Urlaub bei meinem Vater zu Beſuche. In der letzten Nacht holte man ihn auf offenem Wagen nach auswärts, nicht warm genug bekleidet fuhr ich mit ihm, es war eiſig kalt, ich fror auf dem ganzen Wege. Am nächſten Morgen kehrte ich nach Heidelberg zurück, ich fühlte mich unbehaglich, und das Unwohlſein nahm in den nächſten Tagen zu. Wenn ich mich vom Sitze erhob, um zu gehen, war ich ſteif in den Gelenken und hatte Schmerzen darin, ich verlor den Appetit, fröſtelte, ſchlief ſchlecht und hatte ſchlimme Träume, doch beſorgte ich meinen Dienſt. In der dritten Nacht aber weckte mich zu mitternächtiger Stunde ein wütender Schmerz im Ballen der linken großen Zehe, es war, als würde er mir in einen glühenden Schraubſtock gepreßt, und ich fieberte. So hatte uns Pfeufer die mitternächtige Einkehr des Podagra geſchildert, als ich zwei und ein halb Jahr zuvor ſeine Vorleſungen über Gicht gehört. Ich erſtaunte: ſo frühe ſollte ich ſchon durch den Beſuch des Podagra ausgezeichnet werden? Hätte es mich nicht ſo heillos am großen Zehen geſchmerzt, ſo wäre ich faſt ſtolz auf die große Auszeichnung geweſen. Ich wagte ſogar Pfeufer bei ſeinem Morgenbeſuche meine Vermutung auszuſprechen, wurde aber mit der kurzen Bemerkung abgefertigt, nicht das vornehme Zipperlein ſei bei

mir eingekehrt, ſondern ein ganz gemeiner Gelenkrheumatismus, und der ſchlimme Geſelle werde ſechs Wochen lang das Lager mit mir teilen.

Meinem Bettgenoſſen gefiel es ſogar noch länger bei mir, und er übte ſeine tückiſchen Künſte an meinen Gelenken mit beſonderem Mutwillen. Er ſprang faſt täglich auf neue, auch ſolche, die er meiſt verſchont, z. B. die Kiefergelenke und die Verbindungen der Nackenwirbel, ergriff oft mehrere zugleich und einige wiederholt. Ich lag unbeweglich auf dem Rücken, wie ein Käfer, den böſe Buben mit der Nadel lebend auf ein Brett ſpießten, und konnte kein Glied rühren vor Schmerzen. In Schweiß gebadet wurde ich von Frieſel krebsrot und lag auf an mehreren Stellen.

Nach einigen Tagen empfand ich morgens Stechen in der Herzgegend mit Beklemmung. Pfeufer ſtellte die Diagnoſe auf Entzündung des Herzbeutels; er gab meinem Vater ſogleich Nachricht von meiner Erkrankung und ſeinem Befunde, ohne mich von dem Briefe in Kenntnis zu ſetzen. Abends wurde ich von dem Beſuche meines Vaters überraſcht und aufgeregt. Ich hatte ſtets ſeine Ruhe am Krankenbette bewundert, heute verließ ihn die Faſſung. Schluchzend trat er zu mir, Pfeufer mußte ihm meinen Zuſtand als bedenklich geſchildert haben; er that mir unſäglich leid. Um ihn zu beruhigen, ſtellte ich mich ärgerlich über ſeine unnötige Erregtheit, mein Befinden ſei bereits gebeſſert, er möge getroſt heimkehren. Er nahm ſich zuſammen und verweilte nicht lange. — Ich überdachte, nachdem er weggegangen war, meinen Zuſtand mit der größten Gemütsruhe und bedauerte, falls ich ſtürbe, nur meinen Vater, der ſo große Opfer vergeblich gebracht haben ſollte. — Sechs Jahre ſpäter ſah ich dem Tode abermals ins Geſicht. Wie anders war es mir da zu Mute! Ich beſaß Familie und ſollte ſie unverſorgt zurücklaſſen.

Die Behandlung meiner Krankheit bietet nur wenig Intereſſe. Ich nahm keine andern Arzneien als ein Wiener Tränkchen am erſten Tag und wegen der gänzlichen Schlafloſigkeit und geſteigerten Schmerzen in der Nacht vom Ende der erſten Woche an jeden Abend eine kleine Gabe Morphium, einen Viertelgran. Pfeufer verordnete mir Colchicum, aber ich konnte mich nicht entſchließen, es zu nehmen. Auf das Herz ließ er mir einige Tage lang einen Eisbeutel legen. Meine ent-

zündeten Gelenke wurden in dicke Lagen von Werg eingeſchlagen, ein damals allgemein gebräuchliches örtliches Verfahren, das mir die Schmerzen vermehrte, weshalb ich nach einigen Tagen dringend bat, mich damit zu verſchonen. Dagegen empfand ich äußerſt wohlthuend alle Morgen Abwaſchungen am ganzen Leib mit warmem Waſſer, dem Kalilauge zugeſetzt war, einer Miſchung von 30 Teilen des offizinellen Liquor Kali caustici auf 1000 Teile Brunnenwaſſer. Die Hälfte davon weiter verdünnt mit der 4—6fachen Menge badewarmen Waſſers von ungefähr 28° R diente zur Abwaſchung. Mittelſt eines Badeſchwamms wurde ein Teil des Leibs nach dem andern vorgenommen und jeder für ſich mit einem zarten Tuche abgetrocknet. — Die Stunde nach dieſer Waſchung war viele Wochen lang die einzige, leidlich erträgliche. — Ich habe dieſes Verfahren, das von Schoenlein ſtammt, in meiner Praxis zeitlebens beibehalten und darf es warm empfehlen.

Bei dieſer einfachen Behandlung bin ich ſchließlich geneſen, an meinem Herzen blieb lange Zeit eine vermehrte Erregbarkeit zurück, die mich namentlich gegen Kaffee und Thee empfindlich machte, weit weniger gegen Wein.

Wie überall, wo Entzündungen auftraten, meinten viele Aerzte damals, auch beim Gelenkrheumatismus die Blutentziehungen nicht entbehren zu können. Einer der meiſt beſchäftigten Aerzte in Heidelberg ſetzte einem meiner daran erkrankten Bekannten an jedes größere Gelenk, ſobald es zu ſchmerzen anfing, 6—10 Blutegel, mindeſtens 60 im ganzen, ohne irgend einen wohlthätigen Einfluß auf den Gang der Krankheit. — Daß der Aderlaß nichts nützte, hatte ich als Aſſiſtent bei Naegele erfahren. Es war mir die kleine Schrift eines engliſchen Arztes — ich glaube, er hieß Macleod — in die Hände geraten, worin der Aderlaß als ein beſonders wirkſames Mittel gegen den akuten Gelenkrheumatismus empfohlen war. Hat man noch keine eigene Erfahrung, ſo iſt man leichtgläubig. Es lagen gerade zwei kräftige Perſonen heftig von der Krankheit befallen in Naegeles Klinik, und mit ſeiner Genehmigung entzog ich jeder ein Pfund Blut. Der Erfolg war null. Der Rheumatismus nahm unbehindert ſeinen, ſchließlich günſtigen, Verlauf. Ich hätte beſſer gethan, der Lehre Puchelts Glauben zu ſchenken, wonach der akute Gelenkrheumatismus eine, wie er ſich ausdrückte, „cy-

kliſche" Krankheit ſei, die ſich durch Blutentziehungen in ihrem Gange nicht irre machen laſſe.

Mein Appetit war ſechs Wochen lang gänzlich verſchwunden, dagegen quälte mich ein unlöſchbarer Durſt infolge der rieſigen Schweiße. Neben friſchem Waſſer trank ich anfangs große Mengen von Limonade und ſpäter von Buttermilch. — Die erſte feſte Speiſe, die ich zu mir nahm, waren geſchabte ſäuerliche Aepfel.

Unter ſolchen Umſtänden war es kein Wunder, daß ich zum Skelett abmagerte. Der Vater meines Freundes Bronner beſuchte mich acht Tage, nachdem ich das Bett verlaſſen hatte. Tief erſchreckt ſchrieb er ſeinem Sohne Eduard nach Paris, ich ſei dermaßen abgezehrt, daß ich unmöglich geneſen könne.

Noch heute bin ich den Freunden und Bekannten dankbar, die mir in den Nächten hilfreich beiſtanden, darunter Prof. Karl Schaible, deſſen ich ſchon früher gedachte, und der Geh. Hofrat Oskar Diruf ſen. in Kiſſingen. Eine treffliche Pflegerin war mir eine der kliniſchen Wärterinnen, eine lange, ſchlanke Perſon, die meine Freunde die große Seeſchlange nannten. Sie war mir dankbar zugethan, weil ich ſie in den Herbſtferien an einer Perityphlitis glücklich behandelt hatte; nach einem Aderlaß waren Geſchwulſt, Schmerz und Fieber raſch bei ihr verſchwunden.

Die arme Seeſchlange! Ein langes Leben ſchien ihr beſchieden, aber ſie hatte ein zärtliches Herz und vermochte die Untreue ihres Geliebten, der ihr die Ehe verſprochen, nicht zu überleben. Sie verſchaffte ſich im Hoſpital ein Fläſchchen Opiumtinktur. Im Wahne, das Mittel, dem ſo viele Kranke Ruhe und ſüßen Schlaf verdanken, müſſe ihr in großer Gabe einen leichten Tod verſchaffen, leerte ſie es auf einen Zug und büßte ihren Irrtum mit einem langen und ſchweren Todeskampf.

Meine ſchmerzhafte Krankheit iſt mir ein guter Lehrmeiſter geworden. Wer ſelbſt auf der Folterbank gelegen hat, fühlt am wärmſten mit dem Gemarterten, er begreift ihr Jammergeſchrei, aber auch ihre leiſen Seufzer finden bei ihm volles Verſtändnis. Es giebt viele Dinge in der ärztlichen Praxis, die der wiſſenſchaftlichen Medizin gleichgültig ſind, aber für den Kranken Labſal und Balſam; wer auf

dem Krankenbette und nicht bloß an ihm geprüft wurde, weiß den Wert eines mitfühlenden Blickes, eines guten Wortes zur rechten Zeit am besten zu schätzen; den Physiologen läßt es gleichgiltig, wie die Kissen für den Kranken gelegt werden, für den praktischen Arzt ist es eine ernste, wichtige Sache.

Mit dem Eintritt der Wiedergenesung bemächtigte sich meiner ein Wolfshunger, der Magen versuchte sogar eines Tags zu meinem Schrecken die sanfte Stimme des Herzens mit ungestümen Forderungen zu übertönen. Ich war bereits außer Bette, als sich mir meine Braut und meine älteste Schwester zu Besuch ansagten. Ich ließ ein Mahl richten und wir speisten zusammen. Da gerieten in meinem Innern zwei Stimmen feindlich aneinander. Die eine kam aus dem Herzen und ermunterte die lieben Kinder: „Ihr guten Mädchen, greift fleißig zu und laßt es euch schmecken!“ Die andere murrte aus der Tiefe: „Ich beschwöre euch, laßt mir genug übrig!“ — Gottlob, sie aßen bescheiden, wie Vögelchen, die knurrende Stimme verstummte und das Herz hüpfte vor Freude.